

Klaus Steiniger

Nachrufe
Würdigungen
Protokolle



In memoriam

Inhalt

| | |
|--|----|
| Rede für meine eigene Trauerfeier | 1 |
| Arnold Schölzel: Dialektik der Klassenkämpfe, weltweit | 2 |
| Patrik Köbele: Klaus Steiniger, die DKP und der „RotFuchs“ | 3 |
| Über Klassiker und über die Klasse – Zu Peter Hacks | 4 |
| Jochen Voit: Gespräch mit K. Steiniger über Ernst Busch | 5 |
| Hanfried Müller, der „RotFuchs“-Pate | 11 |
| Es steht nicht schlecht um unsere Sache – Über Ernst Thälmann | 11 |
| Grußwort für Angela Davis | 14 |
| Arnold Schölzel: Gespräch mit K. Steiniger über den „RotFuchs“ | 15 |
| Hans Heinz Holz, der Freund und Genosse | 17 |
| Nicht nur Soldaten sollten für Ordnung im Spind sorgen – Zu Walter Ulbricht | 18 |
| Irene Habich und Markus Fischer: Gespräch mit K. Steiniger | 20 |
| Siegreiche Solidarität: Angela Davis zum 70. Geburtstag | 27 |
| Nachruf | 29 |

Rede für meine eigene Trauerfeier

Liebe Freunde und Genossen,
ich sage Euch ein letztes Adieu. Diese Worte habe ich – beeinflusst von trüben Gedanken, akuter Krankheit oder düsterer Vorahnung – in einer ruhigen Stunde des Bilanzierens und der Besinnung aufgeschrieben. Ich möchte nicht, daß einem anderen die Aufgabe zufällt, über mich und meinen Weg zu berichten. In Augenblicken des Abschiednehmens und der Trauer jener, welche einem Toten zu dessen Lebzeiten nahegestanden haben, neigen pietätvolle Redner zum Auf- und Abrunden, zum Retuschieren und Weglassen, zum Aufzählen echter, vermuteter oder unterstellter Tugenden. Dem möchte ich vorbeugen. Daher der Entschluß, für mich selbst zu sprechen. Bitte versteht meine Vorsorge nicht falsch. Ich denke jetzt an den französischen Publizisten André Wurmser, dessen tägliche Kolumne in der alten Humanité ich oft und gerne gelesen habe. Sie war immer mit dem kleinen Wörtchen „mais“ überschrieben, das auf Deutsch „aber“ heißt. Auch am Tag nach seinem Tod brach die Kette der Kommentare nicht ab. Noch einmal erschien ein von Wurmser hinterlassener Beitrag. Sein Titel lautete: „Un dernier mais“ – ein letztes Aber. Wurmser bat seine Freunde und Genossen, auf teure Kränze und Gebinde zu verzichten. „Investiert in die Lebenden und in die Kommenden!“, schrieb er.

Die Tatsache, daß ich mich noch einmal an Euch wende, hat nichts mit Metaphysik oder Mystik zu tun. Ich habe stets jeden beneidet, der sich ein Leben nach dem Tode oder ein Hinüberretten der Seele ausmalen konnte. Doch ich war nie ein gläubiger Mensch. Ich habe die schönen Träume anderer nicht geteilt. Ich war immer ganz und gar Marxist und mit allen drei Bestandteilen des Marxismus einig: dem dialektischen Materialismus, der politischen Ökonomie und der Lehre vom Klassenkampf, die ich für das Herzstück hielt und zu der besonders Lenin so Wertvolles beigesteuert hat. Ich möchte hinzufügen, daß meine atheistische Überzeugung in reiferen Jahren kein Hindernis für echte Freundschaft auch zu konfessionell gebundenen Menschen mit weltöffnender Gesinnung gewesen ist. Mehr und mehr hielt ich Prinzipienfestigkeit und Toleranz für zwei Seiten einer Sache. Welchen Weg bin ich gegangen, was war mir besonders wertvoll im Leben? Ich will das Wichtigste gleich voranstellen: Ich habe im doppelten Sinne Glück gehabt. In entscheidenden Jahrzehnten besaß ich ein festes familiäres Hinterland. Und seit dem Dezember 1948, als ich mit 16 Jahren in Westberlin der SED beitrug, nahm ich auf der richtigen Seite am politischen Kampf teil.

Meine Nächsten haben mir Halt und Wärme gegeben. Meine Kinder Norbert, René, André, Peter, Susanne und Stefan wie deren Partner standen zu mir und in ihren Überzeugungen und Lebensauffassungen zu sich selbst, wobei das Verständnis für mein Handeln und Denken bei ihnen überwog. Obwohl ich nicht der Typ des allein in seinem privaten Umfeld aufgehenden Familienmenschen gewesen bin – die kleine und die große Welt waren mir gleichermaßen wichtig –, hat es mich froh und stolz gemacht, so viele Kinder, Enkel und Urenkel und mit ihnen die Gewißheit zu besitzen, daß die Stafette der Generationen weitergeht. Ich denke dabei an Melanie, Annika, Maxim, Joschka, Lujo, Emmi, Felix, Viktor, Nina, Toni, Jakob, Jonas, Miguel und Mairelou und meine Urenkelchen, aber auch an Claudia mit Alena, Anni

und Janek. Ich habe zwanzig sehr glückliche Jahre mit Rosi, der Mutter Andrés, Peters, Susannes und Stefans, geteilt, bis sie am 2. April 1988 ein früher Tod erst 43jährig aus dem Leben riß. Als sie starb, schien es mir, als stürzte ich in ein Nichts, ich glaubte, für immer allen Boden unter den Füßen verloren zu haben. Nach einer Zeit der Fassungslosigkeit und chaotischer Partnersuche konnte ich mein Leben wieder in sichere und gute Bahnen lenken. Seit Ende 1990 war ich mit Bruni verbunden. Im März 1992 haben wir geheiratet und in den folgenden Jahrzehnten viel Schönes zusammen erlebt. Dazu gehören nicht zuletzt auch unsere gemeinsamen Reisen in die USA, nach Kuba und vor allem immer wieder nach Portugal, wo Bruni – Jahre nach der Niederlage der Aprilrevolution – noch deren Hauch wahrnehmen können. Auch sie erfuhr die persönliche Freundschaft von General Vasco Gonçalves. Gemeinsam haben wir im Februar 1998 den „RotFuchs“ aus der Taufe gehoben und in der Zeit seitdem viel Kraft in diese Arbeit gesteckt. Liebe Bruni, ich danke Dir dafür, daß Du in all den Jahren und angesichts mancher Belastungen fest zu mir gehalten hast!

Meine Eltern waren Leute grundverschiedener Herkunft. Meine schon im Mai 1948 mit 39 Jahren an Tuberkulose zugrunde gegangene Mutter kam aus einem betont bürgerlichen rheinischen Elternhaus, hat aber an der Seite meines Vaters einen anderen Weg einzuschlagen begonnen, mit ihrer familiären Tradition gebrochen und bei den letzten Reichstagswahlen nach Hitlers Machtantritt zum ersten Mal für die KPD gestimmt. Ihr und mein Ahnherr in direkter Linie Johann Joseph Eichhoff war ein Jugendfreund Ludwig van Beethovens und wurde 1803 von Napoleon zum Bürgermeister des damals durch Frankreich verwalteten Städtchens Bonn ernannt.

Mein Vater, der Völkerrechtler Peter Alfons Steiniger, stammte aus sehr bescheidenen Verhältnissen. Er war der Sohn eines jüdischen Handlungsreisenden aus Böhmen, dessen Verwandtschaft später ohne Ausnahme in Auschwitz ermordet wurde. Mein Vater, der den Text der ersten DDR-Verfassung mit formuliert hatte und im Oktober 1949 der Provisorischen Volkskammer zusammen mit Viktor Klemperer als Abgeordneter des Kulturbundes angehörte, war ein überzeugter Kommunist. Als Hochschullehrer an der Humboldt-Universität, Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates des DDR-Außenministeriums, Präsident der DDR-Liga für die Vereinten Nationen und langjähriges Mitglied des Weltfriedensrates stand er unbeirrbar für unsere Sache ein. 1980 wurde er am Pergolenweg in der Gedenkstätte der Sozialisten beigesetzt. Ich habe meinem Vater viel zu verdanken.

Vor allem aber war ich ganz und gar ein Kind der DDR. Mit ihr bin ich von der ersten Stunde ihrer Existenz – ich nahm als Zuhörer an jener Volkskammersitzung teil, die Wilhelm Pieck zum Präsidenten wählte – bis zu ihrer Annexion durch die BRD auf das engste verbunden gewesen. Auf dem Hof meiner Schule – es handelte sich um das stockkonservative Gymnasium Zum Grauen Kloster – hielt ich am 12. Oktober 1949 als FDJ-Sekretär die Rede zur Staatsgründung. 1952 machte ich das Abitur und studierte anschließend an der Juristischen Fakultät der Humboldt-Universität. Ich arbeitete als Staatsanwalt und Bürgermeister in Mecklenburg, als Fernsehjournalist und im Außenministerium der DDR,

bevor ich im Oktober 1967 eine fast 25jährige Wegstrecke als Redakteur und Auslandskorrespondent beim „Neuen Deutschland“ antrat. Damals stand die Zeitung trotz offenkundiger Defizite noch auf der richtigen Seite der Barrikade. Ich war stolz darauf, die DDR in westlichen Ländern als ihr Journalist zu vertreten. Für das, was ich in Hunderten und Tausenden Beiträgen im ND, im „Horizont“, in der „Weltbühne“ und anderen Publikationen über den Kapitalismus berichtete oder in meinen Büchern schrieb, muß ich mich bei niemandem entschuldigen. Es stimmte oder war eher noch untertrieben.

Ich habe etwa vierzig Länder kennengelernt. Unvergeßlich blieben für mich die fünf Portugal-Jahre von 1974 bis 1979, in denen ich bei dem großen Revolutionär Álvaro Cunhal in die Schule gehen und meine persönliche Freundschaft mit General Vasco Gonçalves – einem der militärischen Führer der April-Revolution und zeitweiligen Ministerpräsidenten – begründen konnte. Aus ihr erwuchs ein jahrzehntelanger Briefwechsel. Die Portugal-Zeit hat mich politisch sehr geprägt und gegen Reformisten wie Pseudo-Kommunisten aller Art abgehärtet. Sie hat mir Stehvermögen anerzogen. Besonders wichtig waren mir auch die Aufgaben, die ich in den USA und in Japan zu erfüllen hatte.

Im Ergebnis all dessen kann ich sagen, daß ich mich weder gehäutet noch ins ideologische Niemandsland abgesetzt habe, als bei uns die Macht der Kommunisten durch deren zeitweilige Ohnmacht ersetzt wurde und mit der Konterrevolution neue politische Farben als modern angesagt waren. Mit Rache und Revanche der deutschen Bourgeoisie, die wir uns 40 Jahre lang vom Leibe zu halten vermocht hatten, änderte sich meine Weltanschauung nicht. Über sie entschieden weder Sieg noch Niederlage. „Geschichtsaufarbeitung“ und angepaßte Reue waren nicht mein Ding. Ich blieb Kommunist mit tiefen Wurzeln in meinem DDR-Leben, das ich trotz mancher Enttäuschungen, Rückschläge und Mißerfolge, trotz des verzweifelten Bangens in der Phase des Abstiegs und der Ohnmacht gegen nichts in der Welt hätte vertauschen wollen. In Anlehnung an Majakowskis Poem vom Sowjetpaß heißt mein Bekenntnis: Ich war vier Jahrzehnte Bürger des besten Staates, den es je auf deutschem Boden gegeben hat.

Nach dem Sonderparteitag im Herbst 1989, bei dem der Marxismus-Leninismus aus der Partei hinweggefegt worden war und zum ersten Mal seit 1946 auch wieder mit den Zungen Bernsteins und Kautskys gesprochen wurde, blieben Bruni und ich zunächst in der PDS. Doch ich wollte

einer Partei angehören, die weiter zu den Klassikern hielt. Mit anderen Worten: einer revolutionären, klassenkämpferischen und internationalistischen Partei der Kommunisten. Ohne mit unseren Freunden an der Basis der PDS, deren Einsatz wir stets Respekt zollten, zu brechen und solidarisch mit allen innerhalb und außerhalb ihrer Reihen, die sich nicht gewandelt hatten, sind wir Anfang 1992 in die DKP eingetreten. Dabei begegneten wir auch hier neben großartigen Kommunisten manchen, die weniger in der Wolle gefärbt waren. Immer mehr dachte ich an eine starke, massengestützte und einheitliche marxistische Vorhut aus Kommunisten und Sozialisten. Dabei stand mir der historische Händedruck von Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl stets motivierend vor Augen. Sicher werden bestehende Formationen wie die DKP und die KPD einen wichtigen Beitrag leisten – doch ohne eine wirklich einflußreiche Avantgarde dürfte dem Kapitalismus nicht beizukommen sein. Ihrer Formierung fühlt sich auch der „RotFuchs“ verbunden, zu dessen Begründern ich gehörte. Sich vor allem an Kommunisten und Sozialisten mit und ohne Parteibuch wendend, besitzt er auch unter anderen Linken und Antifaschisten nicht wenig Einfluß. Die Arbeit an dieser kleinen und zugleich großen Zeitung, die von einigen Genossen sogar als deutsche Variante der Leninschen „Iskra“ betrachtet wird, war für mich eine begeisternde journalistische und politische Herausforderung. Sie hat mir nicht zuletzt auch die beflügelnde Freundschaft und Verbundenheit vieler aufrecht und standhaft gebliebener Menschen beschert, deren Klugheit und Wärme mir bis zuletzt Kraft und Lebensmut verliehen. Dafür danke ich allen.

Nun ist mein Fazit doch eine Auf- und Abrundung geworden. Ich habe mehr von Licht als von Schatten gesprochen. Dabei gibt es überall, wo Licht ist, auch Schatten. Doch meine Schwächen kennt ihr ja alle selbst. Und unsere Schwächen nicht minder.

Noch ein letztes Wort in eigener Sache: Wen ich im Leben verletzt oder verkannt habe, den bitte ich um Nachsicht. Wem ich die Antwort schuldig geblieben bin, dessen Schuldner muß ich nun bleiben. Ich danke allen, die mir in Liebe verbunden waren. Den wahren Freunden danke ich für die Freundschaft, den fairen Andersdenkenden für das Privileg des sachlichen Meinungsstreites. Jenen, die mir im tiefsten Innern nahestanden, sage ich Lebewohl.

Klaus Steiniger

Dialektik der Klassenkämpfe, weltweit

Zum Tod von Klaus Steiniger

Ob jemand, der sich als Kommunist oder Sozialist bezeichnete, auch ein Internationalist war, war für Klaus Steinigers Haltung zu ihm eine entscheidende, wenn nicht die wichtigste Frage. Manchmal hing sein Urteil über ganze Parteien davon ab. Denn er selbst war mit allen Fasern Internationalist. Das wiederum klingt so abstrakt, daß es ihm nicht gerecht wird, dazu war das damit Gemeinte bei ihm zu lebendig und lebhaft. Er konnte sich fließend

und stets mit Charme in mehreren Sprachen verständigen, war selbst ein Haus voller Anekdoten aus allen Ecken der Welt und ein scharfer Beobachter auch geringfügiger Vorgänge in Ländern und Parteien, die ihm wichtig waren. Für mich war er eine wandelnde Enzyklopädie vergangener Klassenkämpfe, die er in seinem Leben oft an vorderster Stelle erlebt hatte, und der heutigen, über die er als Gesprächspartner vieler Genossinnen

und Genossen von allen Kontinenten stets ausgezeichnet informiert war.

Der Sohn des großen Völkerrechtlers Peter Alfons Steiniger, der Jurist, der DDR-Diplomat, Auslandskorrespondent, Gründer und Chefredakteur des „RotFuchs“ war fest in der deutschen Arbeiterbewegung, im Antifaschismus und folgerichtig in der DDR verwurzelt. Zugleich hatte er vielleicht gerade deswegen einen klaren Blick auf die Welt. Gründung und Existenz des ostdeutschen Staates waren internationalistisch. Wer sich für ihn engagierte, war dies unvermeidlich auch. Klaus stand mit dem Militärattaché der sowjetischen Botschaft in Tokio am Grab von Richard Sorge, mit dem er selbst in Weltläufigkeit, Überzeugungstreue und journalistischer Fähigkeit am ehesten verglichen werden kann, und traf in Peking Tschou En Lai. Er saß als Berichterstatter für „Neues Deutschland“ und als Genosse der angeklagten Angela Davis im Gerichtssaal des kalifornischen San Jose, aus dem sie nach dem Willen von Gouverneur Ronald Reagan in die Gaskammer gebracht werden sollte. Die FDJ-Aktion, eine Million selbstgemalter Rosen an Angela Davis zu schicken, wäre ohne ihn undenkbar gewesen. US-Richter Richard E. Arnason erklärte damals, daß die enorme Zahl der Karten und Briefe ihn nicht unbeeindruckt gelassen habe. Vor einem Jahr schloß Klaus sich in einem Beitrag für die „junge Welt“ der Kampagne zur Freilassung von Mumia Abu Jamal an und wies darauf hin, daß es „unter wesentlich ungünstigeren Bedingungen“ als damals, nämlich ohne das sozialistische Weltssystem im Rücken, der internationalen Solidarität bereits gelungen sei, „Mumia vor dem Henker zu retten“. Jetzt gehe es darum, den Schwerverkranken seinen Peinigern zu entreißen.

Vor allem aber Portugal, die Nelkenrevolution von 1974. Es gab kein längeres Gespräch mit Klaus, in dem er nicht begeistert die klugen, besonnenen, hochgebildeten Leninisten an der Spitze der Kommunistischen Partei, aber auch außerhalb von ihr, den revolutionären Elan der Arbeiter in der Industrie der Städte wie in der Landwirtschaft des Alentejo schilderte. Es gab kein Gespräch, in dem er nicht ebenso bedacht die Ursachen des Sieges der Konterrevolution und die Rückzugstaktik der kommunistischen Revolutionäre, die ein Blutvergießen verhinderten, erwähnte. Er kannte sie nicht nur, sie waren wohl seine engsten Freunde. Es schmerzte ihn, daß der Schatz an Erfahrungen und Kenntnissen, den sie angelegt hatten, von vielen seiner hiesigen Kampfgefährten nicht angemessen beachtet wurde. Noch in seinem Leitartikel für die Aprilausgabe des „RotFuchs“ kam er darauf zurück, daß „die SED der letzten Jahre“ die Dialektik von Vormarsch und Rückzug nicht mehr beherrschte: „Hier hätte sie lange vor 1989 bei dem Portugiesen Alvaro Cunhal in die Schule gehen können, dessen PCP es verstand, in entscheidender Stunde diesen Übergang zu vollziehen. Er befähigte sie trotz des Sieges der Konterrevolution die im Verhältnis zur Bevölkerungszahl mitgliederstärkste kommunistische Partei Europas zu bleiben.“ Am Aufbau einer solchen Partei nach der Konterrevolution von 1989 in diesem Land mitzuarbeiten, dem widmete sich Klaus unermüdlich – Lehren aus der Vergangenheit aufnehmend, Lehren der Klassenkämpfe weltweit studierend. Unbestechlich.

Arnold Schölzel

Chefredakteur der „jungen Welt“, Mitglied der RF-Redaktion und Vorsitzender des RF-Fördervereins e.V.

Klaus Steiniger, die DKP und der „RotFuchs“

Klaus Steiniger und ich lernten uns in einer Phase kennen, als die DKP einen wichtigen Schritt tat: Sie hielt 1990 daran fest, eine kommunistische Partei zu sein, und begann daran zu arbeiten, diese Notwendigkeit auch auf dem Gebiet der annektierten DDR zu realisieren. Die Nachfolgerin der alten Schwesterpartei der SED wollte damit nichts mehr zu tun haben, was die Sache für meine Partei nicht einfacher machte. Für Klaus war es eine Phase, in der er schmerzlich erkennen mußte, daß er von seiner Partei, eben dieser vormaligen SED, verlassen worden war. Er engagierte sich für den Aufbau der DKP in Berlin und den „neuen Bundesländern“. Die DKP und Klaus ahnten wohl, daß dieser Prozeß alles andere als geradlinig verlaufen würde. Die Trennung der früheren Schwestern DKP und SED verursachte Schmerzen im Politischen, aber auch im Menschlichen. Die Kommunistinnen und Kommunisten hatten völlig unterschiedliche Biographien. Hier diejenigen, die bis zu 40 Jahre am Aufbau des ersten sozialistischen Staates auf deutschem Boden mitgewirkt hatten, dort jene, die in derselben Zeit in einem der führenden imperialistischen Länder für das sozialistische Ziel kämpften. Klaus aber begriff diese Verschiedenheit zu Recht als eine große Chance. Er sprach von der „Möglichkeit einer Legierung der unterschiedlichen Erfahrungen“,

einer Verbindung zweier Elemente zu einem Metall, wie sie die kommunistische Weltbewegung brauchen werde und die im „neuen“ Deutschland Realität werden müsse. Keineswegs einfach, aber auch nicht unlösbar.

Die Unterschiedlichkeit in der Geschichte produzierte natürlich auch andere Unterschiede, mit denen umzugehen die DKP so manche Schwierigkeit hatte und noch immer hat. Klaus hat einiges davon abbekommen. Vor allem, nachdem er das Werk seines letzten Lebensabschnitts, die „Tribüne für Sozialisten und Kommunisten“, die Monatszeitschrift „RotFuchs“, gegründet hatte. Die Chancen, die sich damit auch für die DKP ergaben, wurden zeitweise übersehen. Die Kommunikation zwischen den Kommunistinnen und Kommunisten aus Ost und West funktionierte phasenweise zu schlecht. Klaus' Helm bekam Beulen. Er wäre aber nicht er selbst gewesen, wenn er sich von diesen Problemen hätte entmutigen lassen. Er entwickelte den „RotFuchs“ zu einem wahren Erfolgsprojekt mit Zehntausenden monatlichen Lesern. Parteilich, aber eben kein Parteiorgan. Der „RotFuchs“ ist heute in der Tat die größte marxistische Monatszeitschrift Deutschlands. Wir sprachen in den vergangenen Monaten oft darüber, daß er damit im besten Sinne des Wortes auch für unsere

Partei wirkte. Er machte ebenso keinen Hehl aus seinem Stolz auf die DKP. Stolz, weil seine Partei in den letzten Jahren wieder zu der Klarheit zurückfand, die er für eine kommunistische Partei als unverzichtbar sah. Der Tod von Klaus reißt eine große Lücke in unseren Reihen. Er wird

uns fehlen: als Mensch, als Freund, als Kommunist. Unser Beileid gilt unserer Genossin Bruni, die wir umarmen und der wir alle Kraft der Welt wünschen.

Patrik Köbele

Vorsitzender der Deutschen Kommunistischen Partei

Über Klassiker und über die Klasse

Zu Peter Hacks

Als sich viele selbst zerstörten oder in ihr Gegenteil verkehrten, als andere lieber auf Knien lebten als stehend zu sterben, um ein Wort von Dolores Ibárruri, der Pasionaria, zu variieren, schrieb Peter Hacks im „RotFuchs“ den klassischen Bekennersatz: „Wessen sollten wir uns rühmen, wenn nicht der DDR?!“

Was die Deutsche Demokratische Republik an dem Dichter und Kommunisten Hacks hatte, ist uns allen erst nach ihrem Ableben zu vollem Bewußtsein gelangt. Schon 1989/90, als die meisten auch der Guten noch im vom Klassenfeind geworfenen Nebel orientierungslos hin und her irrten oder am Leipziger Allerlei der „Wende“-Köche Gefallen fanden, hat er die harte und frugale Kost auf den Tisch gebracht und ohne Zögern vom Sieg einer Konterrevolution gesprochen, die Deutschland einmal mehr und schlimmer denn je heimgesucht habe. Wobei die Heimsuchung in manchen Ursprüngen auch eine daheim gemachte war, sieht man vom großen Verrat der Antikommunisten im Kreml ab, der der DDR keine Chance mehr ließ, selbst wenn sie ohne eigene Fehler gewesen wäre.

Während andere mit großen Namen ins feindliche Lager drifteten, mit der Bourgeoisie kokettierten und plötzlich zu einem Nichts zusammenschumpften, hat Hacks keinen Millimeter von sich preisgegeben. Der aus dem Westen Gekommene und zur DDR Konvertierte mag diese Kraft dadurch in sich angehäuft haben, daß er schon früher das Format eines Menschen an der Geradheit und Festigkeit seines Kreuzes zu messen pflegte. Wer als fest mit der Sache Verbundener bereits im Sozialismus das Gegen-den-Strom-Schwimmen gelernt hatte, dem konnte der Kapitalismus nichts mehr anhaben. Nur Schleppenträger und raketenhafte Aufsteiger gaben den Stoff für Wendehälse ab. Der kritische Kämpfer aber war von anderem Holze. Er zog dem Sich-Wegducken die offene Feldschlacht auch weiterhin vor. Sein Wort erwies sich als unkäuflich und unverbiegbar. Er säte unbeirrt das Korn der Revolution, nachdem er es von der Spreu der verbalen Revolte getrennt hatte, die zwar Elektrizität liefert, aber keinen elektrischen Strom. Und allemal schied er das Gute von der zersetzenden Fäulnis, die aus scheinbarer Reform und offener Revision des Bewährten und Bewiesenen hervorkriecht.

Als Klassiker seiner Zeit steht Peter Hacks für die Illuminaten des 20. und 21. Jahrhunderts – jene geistige und sittliche Garde, die ihren Rang nicht aus elitärem Gestus ableitet, sondern aus ihrem scharfen Blick für den Lauf der Dinge und deren Zukunft.

Mich verbindet vieles mit jenem Teil des Werkes von Hacks, den ich kenne. Besonders plastisch steht mir

die Lektüre des Textes zu seinem wohl berühmtesten Stück vor Augen. Als ich im Frühjahr 1998 mit einem Beinbruch in jenem Pankower Krankenhaus lag, dessen Chirurg der legendäre Arzt und Sozialist Kurt Franke gewesen war, bis ihn die kapitalistischen Rückeroberer und ihre östlichen Quislinge von seinem Posten vertrieben, las ich erneut die „Frau von Stein“. Hacks half mir so beim Gesundwerden. Und er war gewissermaßen auch der Konstrukteur jener gedanklichen Brücke, die da plötzlich in meinem Kopf entstand. Der Autor vermochte sich mit der Klassik auf gleicher Augenhöhe zu messen. Und er war – wie man aus vielen seiner Äußerungen entnehmen konnte – ein Treugebliebener, einer von uns. Vielleicht nicht im strengen und engen Sinne einer politischen Abteilung. Aber er steht in den Schuhen von Marx und Lenin. Klassik und Klasse verschmelzen in seiner Person. Er – der Klassiker unserer Tage – bezieht seine Kraft zum Weiterkämpfen von den Klassikern des Proletariats. So schließt sich der Kreis. Diese Dialektik erklärt meine doppelte Verehrung für Hacks. Für den herausragenden Literaten und den Klassenkämpfer, den Kampfgenossen.

Und noch eine ganz persönliche Bemerkung. Anfang 1998 hatten wir – ein Kreis von Kommunisten und Sozialisten – mit der Herausgabe einer zunächst sehr schmalen, im Laufe der Jahre aber erwachsen werdenden Zeitung begonnen. Hacks gehörte zu unseren ersten Lesern, Mäzenen und Kritikern. Dem Berliner „RotFuchs“-Kessel sandte seine Ameise Naknak ihren Gruß. Es bestärkte uns unheimlich, ihn, Dieter Noll, Karin Gregorek, Eberhard Esche, Gisela Steineckert, Armin Stolper, Gerhard Bengsch und andere mit Kreuz und Können an unserer Seite zu wissen. Und als dann der „mutige und kluge Briefwechsel“ von Peter Hacks und André Müller herauskam, steigerte das unser Glücksgefühl, Waffengefährten (wenn auch weit bescheidenerer Art) unseres zeitgenössischen Illuminaten zu sein. Deshalb gehen meine, unsere Grüße an einen Jubilar, der die Jahrzehnte seines bisherigen Lebens im Bewußtsein des vollen Maßes seiner Kraft und seines Talents zur Gänze ausgeschritten hat. Wir brauchen ihn in den nächsten Runden des Ringens mit einem Gegner, der vor nichts zurückschrecken wird. Deshalb ausnahmsweise anstelle eines Glückwunsches ein Wunsch: Hacks'sches Rückgrat für alle!

Klaus Steiniger

Aus: In den Trümmern ohne Gnade. Festschrift für Peter Hacks zu dessen 75. Geburtstag. Eulenspiegel-Verlag, Berlin 2003

Gespräch über Ernst Busch und anderes

Der Kontakt zu Klaus Steiniger war über Roger Reinsch vom Freundeskreis Ernst Busch zustande gekommen. Unser Gespräch am 18. Januar 2005 dauerte an die drei Stunden, die erste Hälfte habe ich aufgezeichnet.

Jochen Voit

Herr Steiniger, zu Beginn unseres Gesprächs möchte ich Sie bitten, daß Sie ein wenig von sich erzählen. Sie haben gesagt, Sie sind Jahrgang 1932 ...

Ja, Dezember 32, letztes Aufgebot der Weimarer Republik. Mein Vater war Jurist, hatte in Bonn promoviert und war die letzten Jahrzehnte Professor an der Humboldt-Universität. Vor 1933 war er kurze Zeit Anwalt – 33 ist er aus der Anwaltskammer rausgeflogen. 1935 wurde ihm die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt.

Wegen seiner politischen Einstellung?

Wegen seiner politischen Einstellung und auch aus rassistischen Gründen, er war Halbjude. Ich wurde als Kind dadurch auch staatenlos. 1937 haben wir beide die tschechoslowakische Staatsangehörigkeit angenommen, weil die Verwandtschaft meines Vaters aus Böhmen stammte. Die hatten die tschechische Staatsangehörigkeit, und auf diese Weise gelang es, die tschechische zu bekommen. Das war aber ein kurzer Spaß, denn 1938 wurde die Tschechoslowakei besetzt. Und damit fiel der tschechoslowakische Staat, und damit gab's auch keine Staatsangehörigkeit mehr, wir wurden wieder staatenlos. Und 45 haben wir dann beide Staatsangehörigkeiten wieder erworben, dadurch daß die Nazi-Gesetze weggefallen waren und dadurch, daß der tschechoslowakische Staat wiederhergestellt worden war. Die Doppelstaatsangehörigkeit hatten wir dann bis 1949, mit Gründung der DDR haben wir die tschechoslowakische Staatsangehörigkeit zurückgegeben.

Eine ungewöhnliche Konstellation ...

Ja, ich war sogenannter Mischling zweiten Grades, was mich nie interessiert hat – wir waren keine religiösen Juden oder so etwas. Aber 1943 mußte ich die Schule verlassen, eine höhere Schule ...

Wo waren Sie auf der Schule?

Heute heißt das Leniagura, damals hieß das Hirschberg im Riesengebirge, im jetzt polnischen Riesengebirge. Da bin ich auf ein Gymnasium gegangen und mußte dann die Schule verlassen. Und 1945 hat sich dann mein Vater nach dem Schicksal seiner sämtlichen böhmischen Verwandten erkundigt, also seiner Cousinen und Cousins, Onkels und Tanten – und die waren alle in Auschwitz vergast worden. Insgesamt 15 Personen, die sind in der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem alle registriert. Wir haben uns da mal erkundigt. Ich gehe davon aus, daß deutsche Juden im wesentlichen assimiliert waren. Das Problem hätte uns überhaupt nicht interessiert oder sonderlich tangiert, wäre nicht der Antisemitismus der Nazis gewesen, der dann zu diesen außerordentlichen Folgen geführt hat.

Ihr Vater hatte nie die Idee auszuwandern, war kein Anhänger zionistischer Ideen?

Nein, er hat nie zionistische Ideen gehabt. Mein Vater war Kommunist. Und er war das schon vor 1933.

Sie sagen, er war Jurist. Hatte er einen proletarischen Hintergrund?

Nein, er kommt aus einer kleinstbürgerlichen Familie. Der Vater nannte sich Kaufmann, war aber ein reisender Vertreter, der mit einem Koffer unterwegs war und irgendwelchen Geschäftsleuten irgendwelche Muster anbot. Also Kleinst-Kleinbürgertum.

Wissen Sie, wie Ihr Vater mit der kommunistischen Idee in Berührung kam?

Vor 33 hatte er ziemlich viel zu tun mit der „Weltbühne“, hat für die geschrieben, war dann im Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Er war ein linksintellektueller Antifaschist. Ich habe nach 1945 dann auch sehr viel für die wiedererstandene „Weltbühne“ geschrieben.

Wann haben Sie zum ersten Mal von Busch gehört?

Mein Vater hatte mehrere Platten von ihm. Und ich kann mich erinnern, daß ich als Kind diese Platten gehört habe. Ich erinnere mich an die „Ballade von den Säckeschmeißern“.

Sie hatten also ein Grammophon zu Hause?

Ja, mein Vater hatte die Schellacks und ein Grammophon. Und auf diesem Grammophon habe ich auch Busch-Platten vor 45 abgespielt. Also Busch war mir schon als Kind ein Begriff, ohne daß ich damit viel verbinden konnte. Aber mein Vater sagte mir, das sei einer der großen Sänger der Weimarer Republik gewesen. Da gab es ein Lied von den Arbeitslosen, daran erinnere ich mich auch. Mein Vater hatte jedenfalls mehrere davon. Und er hat sie über die Nazi-Zeit gerettet.

Nach dem Krieg zogen Sie dann nach Treptow ...

Nein, wir wohnten zunächst am Botanischen Garten, zwischen Steglitz und Botanischem Garten. Wir wohnten wieder in derselben Straße, in der wir schon mal gewohnt hatten, ganz früher. Dort ist übrigens lustigerweise die erste Verfassung der DDR geschrieben worden, in Westberlin. Mein Vater war der Sekretär des Verfassungsausschusses des deutschen Volksrates, und aus dem deutschen Volksrat entstand dann die provisorische Volkskammer der DDR. Der Vorsitzende des Verfassungsausschusses des deutschen Volksrates war Otto Grotewohl, und er war der Sekretär. Und da die Sekretäre die Arbeit zu machen pflegen, hat er dann weitgehend in unserer Westberliner Wohnung in der Hortensienstraße 55 am Bahnhof Botanischer Garten die erste Verfassung der DDR geschrieben. Mit anderen Experten zusammen.

Wann sind Sie Busch zum ersten Mal begegnet?

49. Im Sommer 49 zogen wir nach Ostberlin. Meine Mutter war gestorben, und wir waren nun alleine. Und mein Vater hatte eine Professur an der Ostberliner Humboldt-Universität. Also lag es nahe, daß er dort hinzog. Und da hat er eine Wohnung in Treptow zugewiesen bekommen in diesem sogenannten Aufbauschwerpunkt 5. Die Straße hieß Dammweg, das war 'ne etwas längere Straße, und

an der Straße war so 'ne Flachdachsiedlung gelegen. Und das waren kleine Wohnungen, für damalige Zeiten wahrscheinlich Luxus. Aber es waren Wohnungen, die zweieinhalb Zimmer hatten. Auf jeder Etage war ein Zimmer.

Das war der Standard?

Das war der Standard, die waren alle gleich. Es waren immer fünf Häuser zusammen in einer Reihe. Und Busch hatte auch so'n Haus, genau die gleiche Ausstattung. Es waren sehr bescheidene kleine Reihenhäuser – also nicht vergleichbar mit dem, was Busch dann später hatte.

War die Siedlung neu gebaut worden?

Die Häuser waren wiederaufgebaut worden. Die waren ausgebombt. Die hatte es auch in der Nazi-Zeit gegeben. Das war, nach dem, was uns erzählt wurde, eine SS-Siedlung gewesen. Und die war total ausgebombt. Ich weiß nicht, ob da einzelne Häuser überdauert hatten. Jedenfalls als wir dort einzogen, standen da große Schilder, da stand drauf: „Aufbauschwerpunkt 5“. Wobei wir zu einem Zeitpunkt einzogen, zu dem die anderen Häuser schon bewohnt waren. Der Busch war auch schon da. Bei uns in unserer Reihe wohnte ein Mann, den ich aus dem Krieg kannte: Professor Bittel, der auch bei den Nazis gesessen hat, einer der Mitbegründer der KPD 1918. Der hatte mich im März 43 an den Bodensee mitgenommen, wo seine Frau eine Handweberei betrieb. Damals war er noch kein Professor, sondern einfach Karl Bittel, der wohnte mit uns in derselben Reihe, das war reiner Zufall. Und unsere unmittelbaren Nachbarn waren der Staatssekretär für Chemie, und das andere war der Vorsitzende der Gewerkschaft Handel und Versorgung. Dann kam die nächste Reihe, da wohnte Busch und sein Nachbar, ich glaube sogar sein unmittelbarer, war Willi Stoph, der immer mit der Taschenlampe im Garten nach Regenwürmern suchte.

War der Angler?

Der war Angler. Das spielte sich alles sehr normal ab. Willi Stoph war damals kein Ministerpräsident und nichts dergleichen, sondern er war im Sekretariat des Parteivorstands der SED für Wirtschaftspolitik verantwortlich. Das war damals alles sehr in den Anfängen.

Alles Antifaschisten ...

Die kamen alle aus dieser Schule.

Mußte man bestimmte Beziehungen haben, um dort ein Häuschen zu kriegen?

Also, mein Vater hat keinerlei Beziehungen eingesetzt, sondern sie haben gesagt, er solle übersiedeln nach Ostberlin. Das wollte er auch. Er war ja Abgeordneter dieser Gründungsvolkskammer der DDR, und diese Gründungsvolkskammer sollte nach Möglichkeit bei Gründung der DDR in Ostberlin versammelt sein. Und deshalb wurde ihm geraten überzusiedeln.

Ihm hat sich nicht die Frage gestellt, da sich ja eine Spaltung abzeichnete, eventuell im Westen zu bleiben?

Diese Spaltung zeichnete sich eben noch nicht ab. Damals gab's noch einen einheitlichen Berliner Magistrat. Es gab zwar schon 'ne politische Spaltung, aber noch keine territoriale.

Hat Ihr Vater sich mal dazu geäußert, wie sehr ihm die eine Besatzungsmacht näher stand als die andere?

Mein Vater war Kommunist und deshalb natürlich auf die Rote Armee festgelegt. Das war schon vor 33 für ihn eine klare Orientierung gewesen: die Sowjetunion.

Hat er das auch während des Krieges formuliert, daß er auf dieser Seite stand, daß er der Sowjetunion möglichst bald den Sieg wünschte?

Natürlich.

Zu Ihrer Begegnung mit Ernst Busch: Am Telefon sagten Sie mir, daß Sie und Ihr Vater dabei waren, als Busch sein Lied „Ami go home!“ kreierte. Wie hat sich das denn zugetragen?

Busch hatte einen sehr engen Draht zu meinem Vater. Die hatten sich gleich kennengelernt ...

Übern Gartenzaun?

Na ja, übern Gartenzaun nicht. Das war die nächste Reihe, die Eingangstüren lagen auf der anderen Seite, wir mußten dann da so rumlaufen. Und eines Tages rief er meinen Vater an und sagte: „Ich bin hier gerade beim Dichten eines Liedes. Willst du nicht mal vorbeikommen?“ Und da war noch ein Schauspieler da, der hieß Ernst Kahler, der spielte damals am Deutschen Theater. Im Deutschen Theater gab es ja damals das Berliner Ensemble – die hatten noch keine eigene Bühne. Das Theater am Schiffbauerdamm hieß damals noch Theater am Schiffbauerdamm. Und das Berliner Ensemble spielte im Deutschen Theater. Und da spielte der auch, glaub ich, der Kahler. Busch und er waren Kollegen. Ich weiß, daß Busch zu Anfang erhebliche Schwierigkeiten hatte durch seine Gesichtslähmung. Er sang nur gelegentlich mal und war noch nicht der große Schauspieler, als der er dann später bekannt geworden ist.

Er rief also Ihren Vater an. Das heißt ja, daß er Ihrem Vater vertraute ...

Mein Vater war damals sehr bekannt, hatte sehr viele Kontakte zu zig Leuten, war einer der bekanntesten linken Intellektuellen in Berlin. Und er war der erste Marxist, der an einer deutschen Universität eine Professur bekam. Das war 1946.

Im selben Jahr hat ja Busch die Lizenz für seine Plattenfirma „Lied der Zeit“ bekommen ...

Ja, es ging auch immer um „Lied der Zeit“ in den Gesprächen der beiden.

Hat Ihr Vater den Busch auch juristisch beraten in der Zeit? Weiß ich nicht, kann ich nicht sagen. Ich weiß nur, daß die sich sehr oft getroffen haben, sehr oft sich unterhalten haben. Wobei sich das später verlor, als Busch wegzog und mein Vater alle möglichen anderen Aufgaben hatte, der war dann im Weltfriedensrat und anderen Geschichten, dadurch haben sie sich nur noch selten mal gesehen ...

Jetzt sind wir abgekommen von der Geschichte. Also: Busch rief an ...

Busch rief an und sagte: „Ich bin hier beim Dichten eines Liedes. Willst Du nicht mal vorbeikommen?“ Und es war so: Mein Vater hat mich damals überall mithingenommen,

ich war 16 oder 17. Und nach dem Tode meiner Mutter, die starb ganz jung mit 39 Jahren an Tuberkulose, hat er mich überall, auch zu Empfängen und zu solchen Geschichten mitgenommen, wo ich eigentlich gar nichts zu suchen gehabt hätte. So habe ich dann Busch kennen gelernt. Ich war mit 16 Jahren noch in Westberlin in die Partei eingetreten.

Das war dann nicht mehr die KPD, sondern bereits die SED?

Die SED, die gab's auch in Westberlin. Das war nach der KPD-Zeit: 48 bin ich eingetreten, 46 hatte die KPD aufgehört zu existieren, da kam die Vereinigung. Ich bin dann als Jugendvertreter zur Parteileitung gekommen. Und die Parteileitung mußte wieder irgendeine Veranstaltung machen, und Busch wurde vorgeschlagen und Harry Hindemith, ein anderer Schauspieler, der in der frühen DDR-Zeit sehr bekannt war, in einer Reihe von Filmen mitgespielt hat, kein großer Schauspieler, aber mit einer sehr einprägsamen Stimme – die beiden wollten wir einladen zu der Versammlung, daß die mal dort auftreten. Und das wurde dann auch akzeptiert. Wir haben uns dann an Busch gewandt, und Busch hat dann im Treptower Rathaus, dort tagte diese Parteigruppe, gesungen, und Harry Hindemith hat rezitiert. Das wäre aus späterer Sicht 'ne absolute Sensation gewesen, damals war das gar keine Sensation: Man ging eben zu den Leuten hin und sagte: „Kannste nich mal machen?“ Und dann machten die das.

Was war das für eine Versammlung?

Die Parteiversammlung fand statt so auf halber Kellerebene im Tiefgeschoß des Treptower Rathauses. Das war 1949.

Sie kannten Busch damals bereits ja aus der Nachbarschaft ...

Die Tatsache, daß er dieses Buch (zeigt ein Liederbuch) 1950 signiert hat, zeigt, daß es von 1949 bis 50 dann weiterging.

Haben Sie Busch auch deswegen angesprochen oder ansprechen lassen, weil Sie wußten: Der wohnt ums Eck und ist greifbar?

Ja. Und Busch war außerordentlich kommunikativ und freundlich und ging auf junge Leute zu.

Haben Sie ihn privat mal als Sänger erlebt?

Nein, gar nicht. Er hat überhaupt nicht gesungen, sondern er hat sich ganz ruhig unterhalten. Er war damals auch noch geprägt durch seine Nazi-Erlebnisse und war insgesamt sehr ruhig. Aber er hat dann mit Pathos Dinge vorgetragen, also bei diesen Gesprächen hat er ab und zu was vorgetragen. Und dann fing er an mich zu beschenken mit Schallplatten. Im Laufe der Zeit habe ich von ihm vielleicht 80 oder 100 oder auch mehr Schallplatten geschenkt gekriegt. Und zwar alles, was er an Versuchsplatten aus seiner Firma mitbrachte, hat er mir dann geschenkt. Ich hatte später mehrere Ständer mit Schellackplatten aus der frühen Produktion von Lied der Zeit: die ganzen Spanienlieder sowieso, „Ami go home!“ natürlich. Besonders hat sich mir eingeprägt diese Ballade mit der Wolke von Brecht: „An jenem Tag im blauen Mond September“, so fängt das an. Und dann kommt die Wolke: „Sie war sehr weiß und ungeheuer oben / Und als ich aufsaß, war sie nimmer da.“ Oder so ähnlich. Das hat

er gesungen, und das hat er sehr schön gesungen, „Erinnerung an die Marie A.“ heißt es.

Was ist aus all den Platten geworden?

Die habe ich später dummerweise verschenkt an westdeutsche Genossen, die noch ein Abspielgerät hatten. Ich hatte sonst keine Schellackplatten mehr und war mir über den Wert von Schellackplatten nicht im klaren. Ich hatte kein solches Gerät mehr und hatte nur noch die Langspielplatten. Das war in den 60er Jahren.

Diese stolze Plattensammlung muß ja innerhalb kurzer Zeit bei Ihnen gewachsen sein ...

Das muß 49/50 gewesen sein. Ich glaube, daß Busch dann relativ bald weggezogen ist. Der Busch muß 51 weggezogen sein.

Lassen Sie uns noch mal zurückkommen auf die Situation, in der „Ami go home!“ entstand. Ihr Vater war ja offenbar dabei, als Busch an dem Text arbeitete ...

Ich weiß nicht, ob an dem Text dann noch was verändert wurde. Busch hat das Lied jedenfalls damals gesungen.

Dieses Lied ist ja direkt aus der Zeit, der politischen Situation, entstanden ...

Das ist 'n reines Agitationslied.

Ja. Und verglichen mit anderen Sachen, die Busch gemacht hat ...

... ist es sehr simpel. Aber es erfüllte damals eine Funktion. Das Lied war außerordentlich populär. Ich habe das auch gesungen, wir haben das alle gesungen. Mir sind heute noch einzelne Textzeilen gut im Gedächtnis. Aber wenn man's genauer betrachtet, vor allem aus heutiger Sicht, muß man sagen: Es war sehr simpel. Und es war nicht auf gleicher Höhe mit andern Dingen, die er auch gesungen hat.

Bei welchen Anlässen haben Sie es gesungen?

Ach, damals wurde immer gesungen. Später war das so, daß ein Lied eine absolute Sensation war. Aber in der frühen Zeit wurde auf jeder Versammlung gesungen: am Anfang, am Ende, zwischendurch. Es war ein Erkennungszeichen. Das war eine Tradition, die kam aus der Nazizeit. Ich meine, Lieder hat es in der Arbeiterbewegung immer gegeben. Aber in der Nazizeit war es so, daß sich in den Konzentrationslagern die Leute daran erkannten, ob sie die Liedertexte konnten. Also wenn einer sagte, er sei Kommunist, nahm man zunächst mal an, daß er von der Gestapo kommt. Man mußte ihn ja erst mal irgendwie testen: Ist das ein auf uns Angesetzter oder ist das ein Echter? Spitzel konnten in der Regel die Lieder nicht. Vielleicht hat man das irgendwann gemerkt und ihnen später auch die Lieder beigebracht. Aber zunächst war es ein bekanntes Erkennungszeichen in der Nazizeit in den Konzentrationslagern und in der Illegalität: Ob jemand die Liedertexte kannte, die linken Lieder konnte.

Es entstanden auch neue Lieder in den Konzentrationslagern. Das Lied der Moorsoldaten ist eines der bekanntesten geworden, vor allem durch Busch. Glauben Sie, daß Ihr Vater und Sie selber das schon in der Nazizeit gekannt haben?

Ich hab's nicht gekannt. Mein Vater auch nicht.

Hat er Radio gehört, also „Feindsender“, etwa Radio Moskau?
Mein Vater hat sowohl BBC als auch Radio Moskau gehört. Aber „Die Moorsoldaten“ habe ich zum ersten Mal am Deutschen Theater gehört, da wurde 1946 ein Bühnenstück von Ernst Toller gespielt. Das hieß, glaube ich, sogar „Die Moorsoldaten“. Da wurde dieses Lied gesungen, das hat sich mir ungeheuer eingeprägt.

Waren Sie selbst eigentlich gegen die Indoktrination während des Faschismus gefeit? Waren Sie nie in der HJ?
Nein, ich war nie in der HJ. Ich durfte ja gar nicht.

Aber Sie wären vielleicht gerne ...

Also, ich kann mich erinnern, daß ich Ostern 1941 oder so aus der Schule heimkam. Ich ging in Dahlem in die Schule, meine Eltern hatten mich da in eine Schule getan, weil sie der Meinung waren, die wäre nicht so eine Nazi-Schule, war aber genauso eine wie die anderen auch. Dann kam ich Ostern nach Hause, und da ging es um die Frage: „Woher kommt denn eigentlich Ostern?“ Und das wußte ich ganz genau, ich sagte: „Das kommt von unserer Göttin Ostara.“ Von „unserer Göttin Ostara“! Weil die Nazis alles an den Germanen abhandelten, da gab es die germanische Göttin Ostara, die hatte Ostern kreiert. Das gab dann einen fürchterlichen Krach zu Hause. Und dann kann ich mich erinnern, daß ein paar Monate später in der Schule schon bei den Kleinen durchgenommen wurde die „Systemzeit“. Systemzeit war die Weimarer Republik.

„Systemzeit“ war also abwertend gemeint ...

Die Lehrerin, Frau Hoffmann, erzählte uns: „Am schlimmsten waren die Kommunisten, das waren die ganz Blutrünstigen, dann kamen die Sozialdemokraten, die waren fast genauso schlimm. Und dann kamen die anderen alle, die schlappen feigen Säcke der Weimarer Republik. Doch dann kamen die Nazis und Herr Horst Wessel und so weiter. Und ich war damit vollgepumpt, kam nach Hause und fragte meinen Vater: „Was hast 'n Du gewählt?“ Dann sagte er, er hätte immer Kommunisten gewählt. Daraufhin fragte ich meine Mutter. Meine Mutter sagte, sie hätte immer Sozialdemokraten gewählt, bis auf das letzte Mal im März 1933, da hätte sie auch Kommunisten gewählt. Und damit war natürlich ein fürchterlicher Konflikt in mir ausgelöst: Ich glaubte nicht mehr dem, was in der Schule erzählt wurde. Der Zweifel war gesetzt, und das hat dann immer weitergewirkt.

Gab es zu Beginn der 50er Jahre eine Zäsur durch diese berüchtigte Parteiüberprüfung? Die wurde ja zum Teil, wie etwa im Fall Ernst Busch, als Zumutung gegenüber verdienten Antifaschisten empfunden ...

Ich glaube, daß diese Parteiüberprüfung notwendig war. Die war aus meiner Sicht notwendig, um zwei Arten von Leuten loszuwerden: erstens, rechte Sozialdemokraten und zweitens, kommunistische Sektierer. Dann gab es noch bei den Kommunisten Untergeschlüpfte. Nach 1945 haben überall Leute versucht, irgendwo unterzuschlüpfen. Man konnte auch mit Nazipartei-Vergangenheit in alle diese Parteien eintreten. Es gab keine Bedingung, daß man einer der Parteien nicht beitreten könnte, wenn man Mitglied der Nazi-Partei gewesen war. Und die Nazi-Partei hatte siebeneinhalb Millionen Mitglieder. Und was ich von Busch weiß, sind zwei Dinge – ob sie

stimmen, weiß ich nicht. Die eine Variante ist, Busch habe sich geweigert, sich von einer Kommission überprüfen zu lassen, der auch Sozialdemokraten angehörten. Jede Überprüfungscommission war doppelt besetzt. Um zu verhindern, daß die ehemaligen Kommunisten die Sozialdemokraten ausschließen oder umgekehrt, waren in allen Prüfungskommissionen sowohl ehemalige Sozialdemokraten als auch ehemalige Kommunisten. Und eine Variante, die ich gehört habe, ist, daß Busch in Erfahrung gebracht hat, daß da soundsoviel Sozialdemokraten drin seien, und von Sozialdemokraten läßt er sich nicht überprüfen.

Wo haben Sie die Geschichte her?

Weiß ich nicht. Aber das ist eine Variante, die ich gehört habe. Die zweite Variante hängt zusammen mit dem Verlag Lied der Zeit. Dort sollte es zu Unregelmäßigkeiten gekommen sein und der Hauptbuchhalter nach dem Westen abgehauen sein oder irgend so etwas. Das ist die zweite Variante, die ich gehört habe.

Hat die mit der Parteiüberprüfung zu tun?

Die hatte mit der Parteiüberprüfung wohl auch was zu tun. Oder das Ganze war später, ich weiß es nicht ...

Daß Busch sein Parteibuch angeblich den Leuten von der Kommission vor die Füße geschmissen hat oder sogar seine Mitgliedschaft aufgekündigt hat – das hat man sich auch erzählt ...

Das habe ich auch gehört, aber eigentlich nicht geglaubt.

Damals schon?

Nein. Damals habe ich die Sache mit den Sozialdemokraten gehört. Das wurde von irgendwelchen Leuten erzählt, daß der Busch gesagt hätte: „Ein Busch läßt sich nicht überprüfen!“ So ungefähr habe ich das gehört. Das ist mir so erzählt worden. Busch war ein Sektierer.

Inwiefern?

Er hatte einen gewissen Hang zum Anarchismus. Und deshalb würde ich das nicht für hundertprozentig falsch halten, falls es sich so zugetragen haben sollte.

Glauben Sie, daß Busch eine spezielle Abneigung gegenüber sozialdemokratischen Funktionären hatte? Oder war es nicht eher ein allgemeines Mißtrauen, das er gegenüber kommunistischen Funktionären genauso hatte?

Nein. Bei den Kommunisten war es so: Vor 1933 gab's 300 000 Mitglieder. Von den 300 000 Mitgliedern sind 59 000 umgekommen in der Nazi-Zeit. Viele haben sich gewandelt, übriggeblieben sind vielleicht maximal 100 000. Innerhalb weniger Monate war die KPD auf einmal eine Partei mit 600 000 Mitgliedern. Und Busch hat natürlich gesagt: „Was sind das für merkwürdige Leute, das sind doch keine Kommunisten!“ Unter denen, die da eingetreten sind, waren sicher auch viele Neue, die nach dem Sturz des Faschismus jetzt dazukamen, aber es waren natürlich auch viele Karrieristen.

Es gibt Leute, die behaupten, Busch hätte Honecker gehohlet.

Das glaub ich nicht. Das halte ich für schlechterdings erfunden.

Ich bin auch weit davon entfernt, diese Geschichte zu glauben. Aber es ist doch seltsam, daß die Leute von sich aus damit ankommen. Manche sagen: „Busch? Das ist doch der, der Honecker gehorft hat!“ Das finde ich merkwürdig – immerhin saßen ja beide im selben Zuchthaus.

Dazu kann ich mich nicht äußern. Ich meine, Honecker muß man so sehen, ich kannte ihn persönlich: Honecker wäre überhaupt kein Problem – weder für die DDR, noch für sich selbst – gewesen, wäre er 1. Bezirkssekretär in Neubrandenburg gewesen. Da wäre er der Aufgabe voll gewachsen gewesen. Und da hätte er sicher mit zehn Jahren Nazi-Haft gut bestehen können. Aber das Problem bestand darin, daß er eine Aufgabe hatte, der er nicht gewachsen war. Die Tragik Honeckers besteht darin, daß er über die Grenzen seiner Kompetenz gestiegen ist.

Ich würde gerne noch mal auf Ernst Busch als „Staatskünstler“ zurückkommen, wie Sie ihn bezeichneten.

Also, das ist immer subjektiv gefärbt, das ist meine Sicht auf die Dinge.

Ich halte den Begriff ja für schwierig ...

Gemeint ist: der angesehenste Künstler des Staates.

Mag sein. Ich fürchte aber, daß sich dieser Status und echte Popularität nicht gut vertragen.

Also, Busch war zunächst in der Nachkriegszeit bei den Arbeitern hier sehr populär. Aber die Arbeiter haben sich natürlich verändert.

Es gab irgendwann keine mehr.

In Westdeutschland verwandelte sich die Masse der Arbeiter in Arbeiter-Aristokratie. Das Problem der nicht vorhandenen Kampfbereitschaft der westdeutschen Arbeiterklasse besteht darin, daß sich im Laufe der Zeit ein großer Teil der Arbeiter in Arbeiter-Aristokratie verwandelt.

Was ist Arbeiter-Aristokratie?

Arbeiter-Aristokratie ist ein fester Begriff in der marxistischen Literatur. Das sind Arbeiter, die aber auf dem Niveau gehobener Kleinbürger leben.

Müssen Arbeiter auf einem bestimmten Niveau leben, um Arbeiter zu sein?

Nein. Es gab in der Arbeiterklasse immer die Arbeiter-Aristokratie, das waren die Meister; eine bevorzugte, besser gestellte, privilegierte Schicht. Und es ist natürlich überhaupt nichts dagegen zu sagen, daß Arbeiter auf diesem Niveau leben, aber es hat natürlich bestimmte Wirkungen, wenn nicht gleichzeitig eine revolutionäre Arbeiterbewegung existiert, die genügend Einfluß besitzt. Es hat Wirkung auf das Denken der Arbeiter. Ein Meister denkt im Kapitalismus anders als ein Hilfsarbeiter. In dem Sinne meine ich das. Arbeiter-Aristokratie ist also ein fester Begriff aus der Arbeiterbewegung für Leute, die eigentlich Arbeiter sind, sich aber nicht als Arbeiter empfinden. Aufgrund ihres Abrückens vom normalen Arbeiterleben empfinden sie sich nicht mehr als Arbeiter. Ich habe lange Zeit in USA gearbeitet. Und der amerikanische Arbeiter sagt nie, wenn man ihn nach seiner Klasse fragt, „working class“. Der amerikanische Arbeiter sagt: „middle class“.

Wenn man das etwas weniger ideologisch betrachtet, muß man feststellen, daß es kaum noch Arbeiter gibt, da es ja tatsächlich diese Umwandlung zur Dienstleistungsgesellschaft gegeben hat.

Im sozialökonomischen Sinne gibt's natürlich noch Arbeiter.

Gut. Aber wir müssen uns darüber klar sein, daß einer wie Busch seine klassische Zielgruppe, nämlich die Arbeiter ... die hat er verloren. Das ist übrigens von Land zu Land verschieden. Als ich beispielsweise die fünf Jahre in Portugal gelebt habe, da bin ich einem klassischen Bilderbuch-Proletariat begegnet. Das heißt, man kann nicht sagen: „Es gibt die Arbeiter nicht mehr“, oder: „Es gibt das Proletariat nicht mehr.“ Es gibt weltweit natürlich das Proletariat, in ganz Südamerika gibt's das Proletariat.

Ich möchte noch mal über diesen Sonderstatus mit Ihnen sprechen, den Busch in der DDR hatte. Sie sagen, er war der angesehenste Künstler der DDR, hätte aber gleichzeitig was Anarchistisches an sich gehabt. Vielleicht macht ihn genau das aus, dies zu vereinen: der Staatskünstler zu sein und der Mann zu sein, dem die Leute zutrauen, daß er Honecker ohrfeigt ...

Er hatte was Anarchistisches an sich in seinem ganzen Habitus. Das fiel mir auch damals auf in den Diskussionen zwischen meinem Vater und ihm, das lag ihm. Aber er war marxistisch nicht gebildet. Er war völlig unideologisch. Das war ihm alles relativ egal. Weshalb hatte er diesen Status bei uns? Weil eine bestimmte Kategorie von Leuten in der DDR einen ganz hohen Status hatte – obwohl es da hin und wieder auch mal Krach gab: Das waren die Spanienkämpfer. Und Busch war *der* Spanienkämpfer! Obwohl er gar kein Spanienkämpfer war. Der Busch war die Symbolisierung des Spanienkämpfers. Am populärsten und am bekanntesten waren nicht seine Stücke und all das, sondern seine Spanienlieder. Busch war der Mann von „Spaniens Himmel breitet seine Sterne“.

War das eine Art alternative Nationalhymne der DDR?

Ja, ja. Jeder kannte „Spaniens Himmel“. Wenn irgendwo ein Lied angestimmt wurde, war es „Spaniens Himmel“. Und „Spaniens Himmel“ war Busch. In unseren Kreisen wußte man, es gab alle möglichen Rütteleien mit ihm, aber das wurde alles weggestrichen, und man sagte: „Der Busch ist so groß – das ändert alles nichts.“ Vielleicht ist „Staatskünstler“ doch nicht das richtige Wort. Aber im Ausland habe ich sehr oft festgestellt, wie bekannt er war. Beispielsweise in Portugal: Die portugiesischen Kommunisten haben Busch verkauft – in Massen.

Die Platten?

Kassetten! Busch war in Portugal präsent auf dem Höhepunkt der portugiesischen Revolution in den 70er Jahren nach dem Sturz des Faschismus. Da gab's dort eine kommunistische Partei mit 200 000 Mitgliedern, heute hat sie noch 12 000. Und diese kommunistische Partei hat Busch gespielt, natürlich.

Haben Sie das häufiger erlebt?

Ja, natürlich. Busch war die DDR für die Portugiesen.

Ist Ihnen das woanders auch passiert?

Ja in Frankreich, in der französischen Linken, wurde Busch auch gespielt.

Busch als Repräsentant?

Busch war die DDR – für diese Leute.

In seiner frühen Zeit war ein wesentlicher Bestandteil seiner Kunst das Dagegen-Sein. In den letzten drei Jahrzehnten seines Lebens mußte er immer dafür sein. Wie geht so was?

Das war schwierig für ihn, klar. Aber das war überhaupt die Schwierigkeit! Das ist auch generell der Konflikt gewesen zwischen Genossen aus der DDR und Genossen aus Westdeutschland. Der Konflikt bestand darin, daß die einen immer dagegen waren, die andern waren immer dafür.

Das ist beides anstrengend ...

Stimmt, das ist beides anstrengend. Wobei man sich das nicht so vorstellen darf, bei uns in der DDR, daß wir nun ununterbrochen die Hand gehoben haben und gesagt haben: „Wir sind dafür.“ Ich habe x-mal gesagt: „Ich bin dagegen!“ – und ich bin deshalb nicht nach Sibirien gekommen.

Aber Sie waren auch, das muß man ja sagen, in einer relativ privilegierten Situation.

Ja, aber ich habe mich auch gegen wesentlich Privilegiertere kräftig zur Wehr gesetzt, wenn es drauf ankam.

Busch hatte sich fest vorgenommen, dafür zu sein. Wobei er bestimmte politische Parolen als Lieder populär machte: „Die Partei hat immer recht“ oder eben „Ami go home!“ Letzteres formuliert ein klares Feindbild und klingt heute doch ziemlich platt ...

Das Lied ist fürchterlich, es ist sehr platt. Das hat er selber sich so ausgedacht. Ich meine, er wollte darauf ein Echo haben oder vielmehr: er wollte Bestätigung haben. Er horchte nicht in die anderen hinein, was die nun meinten, sondern er wollte Bestätigung haben. Und damals waren wir, als Publikum, natürlich auch einfach gestrickt. Unsere politischen Erfahrungen waren gering, auch bei denen, die schon welche gemacht hatten. Auch mein Vater hatte nicht die Erfahrungen, die er dann später hatte.

War das eigentlich ein populärer Slogan damals, „Ami go home“?

Ja, sehr populär! Unerhört populär!

Also auch schon vor 1950, vor dem Lied?

Ja, ja. Das war der Slogan!

Wo kam der her?

Der kam aus Westdeutschland. Aus der Anti-Atom-Bewegung und so. Der Stockholmer Appell gegen die Atomwaffen war 1948, da muß der Ursprung sein. Es gab damals noch keine Bestätigung einer sowjetischen Atomwaffe. Ich habe selbst Unterschriften gesammelt für den Stockholmer Appell in Westberlin, als ich dort wohnte. Meiner Ansicht nach war das 48, es kann aber auch 49 gewesen sein. Aber jedenfalls war es zu einer Zeit, als die Amerikaner im Alleinbesitz der Atomwaffen waren. Und da hatten die Leute alle Angst vor.

Sie würden also sagen, der Slogan kommt von links?

Der kommt von links! Das ist kein chauvinistischer Slogan.

Es könnte ja auch ein Slogan sein, der schon bei den Nazis ...

Nein, nein. Der ist in den späten 40er Jahren entstanden. Bei den Nazis habe ich nie so was gehört. „Go home“ kann es ja auch erst heißen nach dem Eintreffen der Amerikaner. Ich kann nicht „go home“ sagen, wenn gar keiner da ist.

Gut. Aber es gab eine Zeit, in der die Amerikaner sich bereits auf ehemals deutsch besetztem Gebiet befanden. Es hätte ja sein können, daß dieser Slogan bereits vor 1945 in Deutschland in Gebrauch war.

Nee, nee. Ich erinnere mich genau, wie der aufkam. Das muß 48 gewesen sein.

Es gab Bücher mit dem Titel, es gab Graffitis an den Wänden vom Ruhrgebiet über München bis Berlin ...

Ich hab auch welche gemalt. Es gab sofort 'ne Massenbasis für diesen Slogan.

War da gleich 'ne Ideologie dahinter, 'ne kommunistische?

Das war viel breiter. Erstens waren die Amis einfach unheimlich mit ihrem Alleinbesitz der Atomwaffen. Es gab damals noch kein Gleichgewicht der Kräfte, der Potentiale. Und zweitens war damals, als die Bundeswehr geschaffen werden sollte, die Wiederbewaffnung Deutschlands ungeheuer unpopulär. Das war ein Werk der Amerikaner: Die Amerikaner brachten die Bundeswehr! Und deshalb: „Ami go home!“

Zum Schluß möchte ich noch gern wissen: Haben Sie ein Lieblingslied von Busch?

Die „Jarama-Front“. Das ist eigentlich mein Lieblingslied. Ich kann mich erinnern, daß ich das „Jarama-Lied“ mal in Vietnam gesungen habe. Ich hatte 'ne ganz gute Stimme, hab Baß gesungen. Und kurz nach Beginn der Bombardierungen war ich in Vietnam, im August 1964 war der erste Angriff auf Nordvietnam. Ich war an der Küste in der Ha-Long-Bucht, und da hab ich abends vor den Vietnamesen dort deutsche Lieder gesungen. Die wollten welche hören. Da hab ich als erstes die „Jarama-Front“ gesungen. Das war zu der Zeit, als der Kampf im Süden schon begonnen hatte.

Und den Vietnamesen haben Sie deutsches Liedgut nahegebracht?

Ja, die haben gesagt: „Sing doch auch mal was!“ – und dann hab ich auch was gesungen. Und dann hab ich ihnen die Geschichte dazu erzählt.

Und: Kam das gut an?

Das kam sehr gut an.

(redaktionell gekürzt)

Hanfried Müller, der „RotFuchs“-Pate

Wenn ich sage, kein anderer als Hanfried Müller sei der geistige Pate des „RotFuchs“ gewesen, dann ist das weder eine Laune übertriebener Höflichkeit noch eine dem Jubilar überreichte gedankliche Kunstblume.

Vor fast 16 Jahren – im Dezember 1989 – erreichte mich der Brief eines Mannes, dessen Weg ich nie zuvor gekreuzt hatte. Da wir auf gänzlich anderen Schauplätzen in Aktion getreten waren, mußte ich mich – hier sei's gestanden – erst bei Kennern der Biographie des Absenders kundig machen. Hanfried Müller, dessen hoher politischer, theologischer, wissenschaftlicher und persönlicher Stellenwert mir sehr bald bewußt wurde, hatte an das ND geschrieben, wo ich seit 1967 als Redakteur und Auslandskorrespondent tätig war. Damals erschien in dieser Zeitung eine ganze Serie durch mich verfaßter Kolumnen, die sich der ideologischen Selbstentwaffnung des Blattes durch Leute um den faktischen Chefredakteur Reiner Oschmann und andere einflußreiche Opportunisten entgegenzustemmen suchten. Es war schwer, solche Artikel überhaupt in der Zeitung unterzubringen. Einmal zwang mich Oschmann dazu, außer dem Titel über den Text zu schreiben: „Aus ganz persönlicher Sicht“.

Meine Beiträge, auf die ich hier Bezug nehme, begannen stets mit dem Wort „Über ...“. Einer davon erschien mit der Schlagzeile „Über Personen und über die Sache“. Nicht Mittag, sondern Marx sei das Maß, das die Zeiten überdauere, war der Tenor. Das scharf geschriebene Pamphlet stieß bei Hanfried Müller auf lebhafteste Zustimmung. So bekundete er mir seine Sympathie und riet, umgehend gleichgesinnte Journalisten um mich zu scharen, das nach dem „Sonderparteitag“ die „friedliche Revolution“ feiernde Organ Gysis, Bries und Biskys zu verlassen und eine Zeitung herauszugeben, die kommunistisch-sozialistische Positionen intelligent verteidige. Mit anderen Worten: genau das zu tun, was wir dann gut acht Jahre später – vor mittlerweile ebenfalls acht Jahren – mit dem „RotFuchs“ begonnen haben, der bei einer Startauflage von 200 Stück anfang und heute über

14 000 ständige Leser erreicht. Im Winter 1989/90 gab es dafür noch keine materiellen und personellen Voraussetzungen – und wohl kaum auch die notwendige Resonanz. Hanfried Müllers „historischer“ Brief löste dennoch einiges aus. Sein Verfasser war zu jener Zeit gerade dabei, neben der Arbeit an den „Weißenseer Blättern“ auch noch die „Linke Runde“ in der Karlshorster Ehrlichstraße zu organisieren. So suchte er für seinen Kreis antikerlicher Theologen geeignete marxistische Gesprächspartner. Auch ich erhielt ein Angebot und willigte sofort ein. Zunächst ging es bei diesem ersten politischen „Salon“ der Kapitulationsgegner darum, für die Wahlen im März 1990 einen gemeinsamen Standpunkt zu ergründen.

Die „Linke Runde“ besteht noch immer, wenn auch ihre Teilnehmer inzwischen überwiegend andere sind als in der Stunde jener Irrungen und Wirrungen – einer Konfusion, die manche bis heute als „Wende“ ausgeben möchten, obwohl sie doch wissen müßten, daß es eine klassische Konterrevolution war. Mit dem „RotFuchs“ bemühten wir uns, den hohen Ansprüchen unseres Paten und Ideengebers einigermaßen gerecht zu werden. Das ist uns sicher nicht immer gelungen.

Stets seine ethisch-moralische und politisch-ideologische Norm zu treffen, dürfte schwer sein, zumal wir bei aller Prinzipienfestigkeit auch linken Meinungen gegenüber Toleranz üben, die nicht mit unserer Elle gemessen sind. Bekanntlich ist der „RotFuchs“ an keine Partei angelehnt, sondern steht für das unitare Ziel, Kommunisten und Sozialisten mit und ohne Parteibuch auf marxistischer Grundlage zusammenzuführen. Dennoch hoffen wir, vor dem messerscharfen Blick und der treffsicheren Kritik unseres eigentlichen Erfinders recht und schlecht bestehen zu können.

Klaus Steiniger

Aus: Aus Kirche und Welt. Festschrift zum 80. Geburtstag von Hanfried Müller. Hrsg. von Dieter Kraft. Berlin 2006

„Es steht nicht schlecht um unsere Sache“

Ansprache auf der Kundgebung zum 64. Jahrestag der Ermordung Ernst Thälmanns

Liebe Genossinnen und Genossen, liebe Freunde!

Heute ehren wir den großen deutschen Arbeiterführer, den Kommunisten Ernst Thälmann, anläßlich des 64. Jahrestages seiner Ermordung. Er war ein charismatischer Volkstribun, mit dessen Wirken sich die Formierung und der Aufstieg einer massengestützten revolutionären Vorhutpartei verbanden, die auf dem Höhepunkt ihres Einflusses sechs Millionen Wähler um sich zu scharen wußte. Anders als manche Funktionäre hier und dort, die eher aus dem Gerangel innerhalb des Apparates hervorgingen, kam Ernst Thälmann – Sohn und Führer seiner Klasse – direkt aus den

Kampfreihen des deutschen Proletariats. Wir tragen seinen Namen nicht wie eine Ikone vor uns her, sondern erinnern uns seiner mit Wärme und dem Blick nach vorn. Denn wir sind keine rückwärtsgewandten Nostalgiker, wenn wir auch tief und fest in der Geschichte unserer Bewegung, in unserer marxistischen Lehre und in den eigenen Erfahrungen eines jeden verwurzelt sind. Im Unterschied zu Abgesprungenen, Abschwörenden oder Angekommenen gehören wir zu jenen, welche der Sache in der Stunde der Not treu geblieben sind. Denn eine Weltanschauung ist nicht von Sieg oder Niederlage abhängig. Man hat sie, oder man hat sie nicht. Sich zu kommunistisch-sozialistischen Idealen an schönen und

wolkenlosen Tagen zu bekennen, wenn man sich auf die Macht der Arbeiterklasse stützen kann, ist keine Kunst. Ob man tatsächlich Kommunist oder Sozialist ist, zeigt sich bei Machtverlust, Gegenwind und Sturm. Dann gilt es, den Kragen hochzustellen und die Zähne zusammenzubeißen. Ernst Thälmann hat uns das in den langen Jahren seiner Haft vorgelebt. Er beeinflusst auch heute unser Tun und Lassen. Auf Thälmannsche Art sich der Gegenwart zu stellen und der vorerst noch ihren Sieg auskostenden großdeutschen Bourgeoisie mit Würde und Festigkeit zu begegnen – darauf kommt es an. Wir sind zwar ohne die Macht, aber deshalb noch lange nicht ohnmächtig.

Wir vom „RotFuchs“-Förderverein – einer vor zehneinhalb Jahren zunächst als Zeitschrift entstandenen Tribüne für die Zusammenführung von Kommunisten und Sozialisten mit und ohne Parteibuch auf marxistischer Grundlage – empfinden uns als Teil der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung. Unsere Stimme wird inzwischen von nicht wenigen gehört: Jeden Monat lesen Zehntausende die Printausgabe, weitere Tausende laden den RF im Internet herunter. Das Blatt geht von Hand zu Hand. Wie sehen wir die Dinge?

Mit der wütenden antikommunistischen Verleumdungskampagne des Gegners, mit den inquisitorischen Attacken solcher Haßprediger wie Birthler und Knabe auf die vor fast 18 Jahren untergegangene DDR, mit den schalen Absonderungen der Tiefsees und anderer Leuchten aus der personell aufgestockten politischen Tieffliegerstaffel des bundesdeutschen Imperialismus sind wir durchaus zufrieden: Würden sie nicht ununterbrochen auf uns einprügeln und aus vollem Halse Zeter und Mordio schreien, überschlugen sie sich nicht in immer neuen Erfindungen und Verdrehungen der Wahrheit, hetzten sie das Rudel ihrer erbärmlichen journalistischen Kläffer nicht Tag für Tag auf uns – Genossen, es stünde schlecht um unsere Sache! Dann wären die DDR und unsere sozialistisch-kommunistische Bewegung wirklich mausetot. Der Umstand aber, daß die Antikommunisten aller Schattierungen – von ultrarechts bis pseudolinks – solchen Aufwand zu treiben gezwungen sind, daß sie ohne Unterlaß ihre ideologische und publizistische Giftgasartillerie gegen uns einsetzen müssen, ist der authentische Beweis dafür, daß es um ihre vermeintliche Stärke schwach bestellt ist. Es gibt noch Glut unter der Asche. Die DDR ist weder scheinot noch tot, sondern lebt im Alltag unserer Kämpfe fort. Ihr Vermächtnis wird – angesichts der von den Medien betriebenen Gleichschaltung und der in den Schulen stattfindenden Gehirnwäsche sicher nur unter großen Schwierigkeiten – auch an die nachfolgenden Generationen weitergegeben. Kämen wir hierbei nicht allmählich voran, dann hätte sich Brandenburgs Polizeiminister Schönbohm – ein Rambo des rechtsextremistischen CDU-Flügels – wohl kaum in der „Märkischen Oder-Zeitung“ so weit aus dem Fenster gelehnt. Offenbar hatte er gute Gründe, sich darüber zu beschweren, daß nicht wenige der Älteren unter den einstigen DDR-Bürgern ihr Wissen und ihre Erfahrungen an Jüngere übermitteln.

Was heißt in diesen Tagen im Thälmannschen Sinne zu urteilen und zu handeln? Es bedeutet zweierlei: Verteidigung und Gegenangriff.

In erster Linie geht es darum, der immer drohender heraufziehenden faschistischen Gefahr frontal und in geeigneter Weise zu begegnen. Jeder, der in diesem großen

imperialistischen Deutschland mit seiner ständig zunehmenden Aggressivität nach innen und außen der Faschisierung Widerstand leistet, jeder, der die neuen Nazis auf der Straße und in den Institutionen bekämpft, ist uns als Bundesgenosse willkommen. Dabei fragen wir weder nach dem Parteibuch noch nach der sozialen Herkunft. Denn Antifaschismus ist ein übergreifendes Gebot humanistischer Gesinnung und Gesittung. Er ist das Erfordernis des Tages.

Wer sich in diesen Kampf einreihen will, muß vor allem eines erkennen: Die Faschisierung in der Merkelschen Bundesrepublik Deutschland – von Berlusconi Italien und Sarkozys Frankreich als Umfeld ganz abgesehen – findet in neuen Formen und in veränderter Maskerade statt. Sie vollzieht sich diesmal nicht in Gestalt uniformierter SS- und SA-Sturmtruppen, auch wenn man die NPD-Horden und die amoklaufenden Kameradschaften der Neonazis keineswegs unterschätzen sollte. Diese Kräfte werden vom Kapital für alle Fälle in Bereitschaft gehalten. Rabiater Ausländerhaß ist ihr Panier, die Linke ihr Todfeind. Doch anders als 1933, als die grandiose Thälmannsche Partei – zu ihrer Zeit die zahlenmäßig stärkste kommunistische Avantgarde im kapitalistischen Teil der Welt – eine unerhörte Herausforderung für das herrschende System darstellte, verläuft der Faschisierungsprozeß diesmal bei Aufrechterhaltung des parlamentarischen Dekors sowie unter Ausnutzung bestehender Einrichtungen und Strukturen. Die Namen und hochrangigen Ämter der Wortführer und Einpeitscher sind bekannt. Sie müssen hier nicht noch einmal genannt werden. Hinzugefügt aber sei: Auch die Goebbels fast noch übertreffende zügellose Hetze gegen China und Rußland liegt auf der gleichen Linie.

In dieser bedrohlichen Situation reichen wir allen die Hand, die mit uns Dämme gegen die Faschisierer und deren Schirmherren errichten wollen.

Wir vom „RotFuchs“ vertreten den Standpunkt: Auch in stürmischen und schweren Tagen wollen und werden wir Kommunisten und Sozialisten bleiben – gleich, ob derzeit organisiert oder nicht. Dabei ist unsere Leser- und Mitgliedschaft breit gefächert. Zu ihr zählen nicht wenige Gewerkschafter, frühere Mitglieder sämtlicher Blockparteien der DDR, linke Christen und gegen das kapitalistische System aufbegehrende Sozialdemokraten. Ihnen allen sind wir inzwischen Partner und zum Teil auch politische Heimat geworden. In einer Frage sollten sich authentische Linke unbedingt einig sein: Es geht darum, unser Pulver trocken zu halten, im gegnerischen Trommelfeuer und unter reformistischen Weichmachern aller Art nicht einzuknicken, unsere Identität und moralische Integrität zu bewahren.

Die Einbürgerung der Ideologie des Klassenfeindes beginnt mit der Übernahme seines Vokabulars. Die neuen Machthaber, deren Gewährsleute sich als „politische Klasse“ der BRD aufspielen, ohne tatsächlich Klasse zu sein, haben es z. B. verstanden, einen von ihnen eingeschleusten Begriff auch nicht wenigen Genossen in den Mund zu legen. Ich meine das Wort von der sogenannten Wende, die 1989/90 stattgefunden haben soll. War das in der Tat eine Wende, gar zum Guten, wofür diese fünf Buchstaben eigentlich stehen? Oder war es nicht eine Rückwende, bei der wir wieder unter die kapitalistischen Wölfe gefallen sind? Die Machthaber und deren Medien kultivieren bewußt den

Begriff der Wende, wobei sie zugleich behaupten, die Gesellschaft bestehe aus „Arbeitgebern“ und „Arbeitnehmern“, Vokabeln wie Klassen und Klassenkampf seien überholt. Wir „RotFüchse“, die wir im Geiste Ernst Thälmanns unseren Klassikern Marx, Engels und Lenin treu geblieben sind – und mit uns Tausende und aber Tausende Genossinnen und Genossen aus der Partei Die Linke, aus DKP, KPD und vielen anderen Organisationen und Verbänden – werden entschieden dagegen Front machen, daß man anstelle von Lenin solche Revisionisten wie Eduard Bernstein auf den Schild hebt und deren Pseudotheorien verbreitet. Seit dem Sonderparteitag im Dezember 1989 geschieht das ja ganz ungeniert.

Beim Sturz des Sozialismus in Europa handelte es sich nicht um eine „Wende“, sondern um eine Konterrevolution. Dabei haben sich vom Klassenfeind und seiner Demagogie, seinen Versprechungen und Verlockungen irreführte, zeitweilig politisch alleingelassene und dadurch orientierungslos gewordene Teile der DDR-Bevölkerung für eine Mitwirkung oder eine Statistenrolle einfangen lassen. Das trug sicher auch zur Wiederherstellung historisch bereits überwundener Macht- und Eigentumsverhältnisse bei. Übrigens haben die meisten der damals auf den D-Mark-Leim Gekrochenen und gegen ihre eigenen Interessen in den Kampf Gezogenen das inzwischen bitter bereut.

Natürlich hatte die Rückwärtswende vielschichtige objektive und subjektive, nationale und internationale Ursachen, auf die ich hier aus Zeitgründen nicht näher eingehen kann. Eines aber steht fest: Die Konterrevolution hat in sämtlichen früher sozialistischen Ländern Europas gesiegt, während der Sozialismus in anderen Teilen der Welt überlebte. Wir sind hier, um Ernst Thälmanns zu gedenken. Das heißt für die Älteren und Alten aus dem Osten vor allem, die Erinnerung an die DDR bis zur letzten Stunde ihres Lebens zu bewahren. Für die Jüngeren und Jungen bedeutet es, das Werk der Großeltern und Eltern nicht geringzuschätzen und von diesen Geleistetes nicht aus ihrem Gedächtnis zu verlieren. Auch die hier anwesenden Kampfgefährten aus Westberlin und der Alt-BRD stimmen sicher mit uns in der Bewertung überein, wenn wir sagen: Die Deutsche Demokratische Republik war – ungeachtet ihrer Defizite und des Debakels am Ende – die größte Errungenschaft in der Geschichte der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung, ja, das bedeutendste gesellschaftliche Gestaltungswerk in der tausendjährigen Chronik des deutschen Volkes. Das müssen wir immer vor Augen haben, wenn uns der imperialistische Totalitarismus-Nebel von den „zwei gleichzusetzenden deutschen Diktaturen“ – 1933 bis 1945 und 1949 bis 1989 – den Blick trüben soll. Nach 1945 gab es auf deutschem Boden zwei diametral entgegengesetzte Staaten: die fortbestehende und als Demokratie zurechtgeschminkte Diktatur der Ausbeuterklassen in der BRD und die politische Herrschaft der Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten in der DDR. Marx und Engels bezeichneten diese Staatsform als Diktatur des Proletariats. So unvollkommen die sozialistische Macht auf deutschem Boden auch noch gewesen sein mag – dem Regiment der Hundts und Henkels war sie um eine ganze historische Epoche voraus. Der pathologische Haß des Gegners hat nur einen wirklichen Grund: Die Tatsache, daß die DDR dem Kapital auf revolutionäre Art vier Jahrzehnte lang in einem Drittel Deutschlands die politische Macht und das ausbeuterische Eigentum entzogen hatte. Das werden ihr die Profitjäger und

Couponabschneider nie verzeihen. Doch gerade dafür ist die DDR – wie auch für ihre Friedenspolitik – auf alle Zeiten in das Buch der Geschichte eingetragen worden.

Wenn wir konsequent im Sinne Ernst Thälmanns handeln wollen, dann müssen wir aus seinen sich besonders in der Endphase der Weimarer Republik verstärkenden Bemühungen um die Herstellung der Aktionseinheit aller linken und antifaschistischen Kräfte die notwendigen Lehren ziehen. Auch die heutige Situation gebietet zwingend ein Zusammenrücken und das Zurückstellen zweitrangiger Differenzen. Derzeit gibt es in Deutschland eine nicht geringe Zahl unterschiedlicher, meist leider getrennt marschierender linker Parteien und Organisationen. Wohin schädliches Auseinanderdriften führen kann, zeigte die infame Rufmordkampagne gegen die niedersächsische Landtagsabgeordnete Christel Wegner, die wegen ihrer Mitgliedschaft in der DKP und ihres Bekenntnisses zum Schutz neuer Gesellschaftsformen nicht nur von Namenlosen, sondern auch von sehr Prominenten rüde angegriffen und diskriminiert wurde.

Will man Schritt für Schritt über die Aktionseinheit zur Gemeinsamkeit im Denken gelangen, dann müssen derzeit noch zerstrittene oder uneinige Kräfte um ein Minimum ideologischer und praktisch-politischer Annäherung bemüht sein. Dabei sind Takt und Feingefühl auf allen Seiten erforderlich. Ungeduld und ein Anpeitschenwollen des Prozesses der Zusammenführung werden wohl kaum hilfreich sein. Anmaßende Auffassungen, man besitze das Monopol auf die Linke oder das Patent auf die Arbeiterbewegung, sind der Sache ebenso abträglich wie scheinradikale Phrasendrescherei. Während die einen schon morgen alle linken Strömungen unter einem Dach versammelt sehen möchten und fünf Schritte auf einmal machen wollen, fehlt es anderen an Entschlußkraft und an einer revolutionären Vision. Sie verfahren gewissermaßen nach Bernsteins Devise: „Die Bewegung ist alles, das Ziel ist nichts.“ Wer aber so denkt und handelt, wird am Ende keine Ernte einbringen. Man muß einen langen Atem haben, darf aber das Ziel des Kampfes nie aus den Augen verlieren. Für uns heißt es unverändert und ohne Abstriche: Sozialismus. Es geht dabei nicht um irgendwelche wortreich verbrämten Konzepte, die lediglich einen „Kapitalismus mit menschlicherem Gesicht“ anbieten, wie mir das bei einigen nostalgischen Verehrern des „Prager Frühlings“ der Fall zu sein scheint, sondern – um mit dem linkssozialdemokratischen Politiker Oskar Lafontaine zu sprechen – um Systemüberwindung. Die hat er auf dem Cottbusser Parteitag der PDL klipp und klar gefordert.

Kein Zweifel: In Deutschland wird es dauern, bis die Bourgeoisie als machtausübende Klasse von der Herrschaft verdrängt und die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen überwunden ist. Das aber sind – wie Marx und Engels vor 160 Jahren im Kommunistischen Manifest weit in die Zukunft blickend erfaßten – die entscheidenden Vorbedingungen für jene neue Gesellschaft, deren Idee wir uns mit Herz und Verstand verschrieben haben.

Es ist ein gutes Gefühl, hier Genossinnen und Genossen, Freundinnen und Freunden aus dem gesamten linken Spektrum zu begegnen. Das macht Mut und gibt Kraft, jenen Kampf konsequent fortzusetzen, in dem Ernst Thälmann vor 64 Jahren als proletarischer Held gefallen ist.

Klaus Steiniger

Ziegenhals, 24. August 2008

Grußwort anlässlich der Verleihung des Blue Planet Award 2011 an Angela Davis

Die Verleihung des diesjährigen ethecon Blue Planet Award an Angela Davis erfüllt mich mit großer Genugtuung. Es ist vor allem auch eine Würdigung ihres jahrzehntelangen aufopferungsvollen Einsatzes für die Menschenrechte von Millionen – überwiegend nichtweißen – Insassen und Opfern des gefängnis-industriellen Komplexes der USA. Dieser gehört zu den schlimmsten und brutalsten Ausbeutern im Hauptland des Imperialismus.

Der Name von Angela Davis, der ich im vergangenen Jahr erneut begegnet bin, als sie aus Anlaß des Wiedererscheinens meiner Reportage über den Schauprozeß von San Jose in Berlin, Leipzig und Magdeburg weilte, ist mit der Hälfte meines Lebens verbunden. Vor etwa 40 Jahren erfuhr ich von Angelas Diskriminierung durch den seinerzeitigen Gouverneur Kaliforniens und späteren US-Präsidenten Ronald Reagan. Das war rund zwei Jahre vor der gegen sie entfesselten Menschenjagd, ihrer Festnahme, Einkerkерung und Bedrohung mit dem Gaskammertod im Zuchthaus San Quentin. Nach langer Haftzeit und einem sich Monate hinziehenden Prozeß wurde Angela am Ende von 12 weißen Geschworenen in allen drei Punkten der Anklage – sie lautete auf Mord, Menschenraub und Verschwörung – freigesprochen. Bekanntlich waren die Schlachten für Sacco und Vanzetti, Ethel und Julius Rosenberg sowie viele andere schuldlos Verurteilte nicht von Erfolg gekrönt. Sie alle wurden hingerichtet. So erwies sich Angelas Freispruch als ein historischer Sieg über die Klassen- und Rassenjustiz der USA.

Doch zurück zum Jahr 1970. Als die junge Philosophie-Dozentin Angela Davis wegen ihrer ruchbar gewordenen Zugehörigkeit zur KP der USA aus dem Lehrkörper der Universität von Kalifornien/Campus Los Angeles (UCLA) verbannt werden sollte, erfuhr ich das aus dem Bericht eines linken New Yorker Blattes. Bald darauf veröffentlichte ich dann in der damals mit einer Auflage von 1,3 Millionen erscheinenden Zeitung „Neues Deutschland“, deren Berichterstattung über kapitalistische Länder mir unterstand, einen ausführlichen Artikel mit der Schlagzeile „Der Fall Angela Davis“.

Da Gouverneur Reagan mit seinem Entlassungsbegehren weder bei der UCLA-Fakultät noch vor dem zuständigen kalifornischen Gericht Erfolg hatte, nutzte er eine seitens des Täters persönlich motivierte Geiselnahme im unweit von San Francisco gelegenen San Rafael, um der vor ihren Gegnern nicht zurückweichenden Kommunistin „Rädelsführerschaft“ bei einem Vorfall andichten zu lassen, in dessen Verlauf der Richter, der jugendliche Geiselnahmer und zwei schwarze Zeugen durch Polizeikugeln getötet wurden. Die Beamten hatten einen Hinterhalt gelegt und das Trommelfeuer auf den anrollenden Fluchtwagen eröffnet.

Binnen weniger Stunden wurde Angela Davis, die mit der Sache nichts zu tun hatte, auf die FBI-Liste der zehn am meisten gesuchten Verbrecher gesetzt.

Meine Zeitung – das führende Blatt der DDR und ihrer staatstragenden Partei – trommelte sofort für die vor allem klassische deutsche Philosophie lehrende afroamerikanische UCLA-Dozentin Alarm. Das ND gehörte damit

zweifelloos zu den Initiatoren einer weltweiten Solidaritätskampagne ohne Beispiel.

Schon kurz nach der Festnahme Angelas in New York schrieb ich auf Ersuchen des Nationalrats der Nationalen Front den Text zu einer reich illustrierten Broschüre mit dem Titel „Freiheit für Angela Davis!“ Das kleine rote Büchlein kam in einer spektakulär hohen Auflage von einer halben Million heraus und erreichte so sämtliche Schulen, Kindergärten, Betriebe und staatlichen Einrichtungen in jedem Winkel der DDR. Unter der mobilisierenden Losung „Eine Million Rosen für Angela!“ wurden unzählige von Kinderhand gemalte Blumengrüße in das kalifornische Gefängnis geschickt, in dem sich die spätere Siegerin von San Jose befand. Etwa zwei Drittel der internationalen Solidaritätspost kamen von den Kindern der DDR. Davon konnte ich mich später an Ort und Stelle überzeugen. Die nicht von Fleurop übermittelten Rosen werden bis heute in einem staatlichen Archiv der USA aufbewahrt.

Als dann der Prozeß näher rückte, beantragte ich bei der US-Mission in Westberlin, die frühere Einreisewünsche des roten Reporters mit DDR-Paß strikt abgelehnt hatte, erneut ein Visum. Nach neun Monaten Wartezeit, die nur von etlichen Verhören durch Mitarbeiter der CIA-gelenkten „Sektion Ostfragen“ des Konsulats unterbrochen wurde, erhielt ich schließlich als erster Journalist der DDR die Erlaubnis der USA-Behörden zur Berichterstattung über ein politisches Ereignis außerhalb der New Yorker UNO-Bannmeile.

So habe ich dem von Hunderten sensationslüsternen Reportern der kapitalistischen Medien verfolgten Verfahren als juristisch vorbelasteter Zeitungsmann – ich war in der zweiten Hälfte der 50er Jahre Staatsanwalt im mecklenburgischen Güstrow – zwei Monate lang bis zu meiner willkürlichen Ausweisung aus den USA beiwohnen können. Übrigens war einer meiner Artikel schon sechs Wochen vor dem Freispruch mit den Worten getitelt. „Die Wahrheit über San Rafael – vierfache Bluttat der Polizei Kaliforniens“. Das kleine Buch zum Prozeßverlauf, das ich danach den DDR-Lesern in die Hände gab, wurde 150 000 Mal verkauft.

Der jahrzehntelange Kontakt zu Angela, dessen Höhepunkte ich in ihrer Triumphfahrt durch die DDR im Herbst 1972 und in ihrer Teilnahme an dem in darauf folgenden Jahr stattfindenden X. Festival der Jugend und Studenten ebenso wie in einem ganz privaten Abendessen im Kreise meiner Familie erblicke, konnte – zunächst unterbrochen – 2005 erneuert werden. In jenem Jahr kam sie nach Berlin, um den Menschenrechtspreis der ostdeutschen Gesellschaft für Bürgerrecht und Menschenwürde (GBM) entgegenzunehmen und auf der Rosa-Luxemburg-Konferenz der Tageszeitung „junge Welt“ zu sprechen. Die erneute Ehrung Angelas mit dem ethecon Blue Planet Award gilt in meinen Augen einer Laureatin, die diese wertvolle Auszeichnung wohl wie kaum eine andere verdient hat. So beglückwünsche ich meine langjährige Freundin und Genossin von ganzem Herzen!

Klaus Steiniger

Über die Gründung der Zeitschrift „RotFuchs“, deren erstaunliche Entwicklung seither und die Ursachen ihres Erfolges

„Unsere Isolation gehört der Vergangenheit an“

„junge Welt“: Als der „RotFuchs“ im Februar 1998 das erste Mal erschien, muß dem ja einiges vorausgegangen sein, z.B. die Überlegung, was man mit einer solchen Zeitung will und an wen sie sich richten kann. Die Welt sah in Teilen noch etwas anders aus als heute: Die Bundesrepublik hatte noch nicht die Horrorregierung von SPD und Grünen mit „neuer Mitte“, Angriffskriegen gegen Jugoslawien und Afghanistan und schließlich „Agenda 2010“ einschließlich Hartz IV. Die Berliner S-Bahn fuhr noch verhältnismäßig regelmäßig, die PDS hieß noch PDS, die Arbeitslosenstatistiken wurden zwar schon gefälscht, aber nicht derart unverschämt wie heute, von Krise keine Spur. Gut acht Jahre nach dem Ende der DDR fand sich der Kapitalismus weitgehend in Ordnung, Marx und Lenin waren nicht nur von Norbert Blüm für endgültig tot erklärt. Wer kommt da auf die Idee, eine linke Monatszeitung zu gründen?

Ganz einfach: Wir hatten nicht eine solche Zeitung im Auge, wie sie sich später entwickelt hat. Die ursprüngliche Idee war, für die inzwischen innerparteilich recht bekannte Parteigruppe Berlin-Nordost der DKP ein Blatt zu schaffen. Es gab ja schon damals einen Richtungsstreit unter Kommunisten. Unsere Gruppe setzte sich zum Ziel, marxistisch-leninistische Positionen und das positive Erbe der DDR zu verteidigen. Wir konzipierten den „RotFuchs“ mit einer sehr niedrigen Startauflage von etwa 200 Exemplaren. Er wurde in unserer Wohnung mit einer Technik hergestellt, die nicht heutigen Maßstäben entsprach. Andere Genossen hefteten die Zeitung dann bei sich zu Hause und verschickten sie. Die Gruppe Berlin-Nordost hatte etwa 30 Mitglieder, doch zu ihren Veranstaltungen kamen manchmal 200 Interessierte. Es ging um eine Kampfposition gegen Auffassungen, die von zentristischen Kräften in der Führung der PDS sowie von ähnlich Denkenden in der DKP vertreten wurden. Die Zeitung war eine Antwort auf bestimmte rechte Positionen im Rahmen der Linken. Wir hatten die Vorstellung, innerhalb der DKP einiges bewirken zu können, traten zum Beispiel auf Pressefesten der DKP-Wochenzeitung „Unsere Zeit“ auf, manchmal in recht stürmischer Atmosphäre, aber wir erhielten zunehmend Unterstützung. Wir hatten von Beginn an sehr interessante Autoren: Einer war der langjährige DDR-Fernsehkommentator Karl-Eduard von Schnitzler, der nicht nur von Rechten angegriffen wurde. Der Dichter Peter Hacks, der Schauspieler Eberhard Esche, später der Maler Walter Womacka, die Schriftsteller Erik Neutsch, Armin Stolper, Dieter Noll, Günter Görlich und Gerhard Bengsch, der Regisseur Rudi Kurz sowie viele andere namhafte Persönlichkeiten ergriffen für uns Partei. Zu den ersten Autoren zählte Rainer Rupp, der frühere Kundschafter bei der NATO. Er schrieb aus der Gefängniszelle in Saarbrücken.

Wir waren sehr froh, daß er uns mit seinem Wissen und seiner Erfahrung half.

Dann haben wir plötzlich gehört, man wolle die Zeitung schließen und mich als den verantwortlichen Redakteur politisch kaltstellen. Daraufhin wurde in einer DKP-Versammlung gegen zwei oder drei Stimmen beschlossen, den „RotFuchs“ fortan als parteiunabhängige Publikation erscheinen zu lassen. Das führte dazu, daß die Zeitung auf eine breitere Grundlage gestellt werden konnte, das war 2001.

In dem Jahr, in dem auch der „RotFuchs“-Förderverein gegründet wurde?

Wir brauchten ein neues Dach und sind dann Schritt für Schritt von einer – heute würde ich es so sehen – in manchen Fragen etwas linkssektiererischen Position weggekommen.

Inwiefern linkssektiererisch?

Wir hatten inzwischen erkannt, daß es nicht nur auf Kommunisten, sondern auch auf Sozialisten ankommt, auf die Zusammenarbeit beider.

Daher der Untertitel des „RotFuchs“ „Tribüne für Kommunisten und Sozialisten in Deutschland“?

Der kam mit der Gründung des Fördervereins, vorher stand dort „Zeitung der DKP Berlin-Nordost“. Sie fand übrigens im Garten von Annemarie und Frank Mühlefeldt in Berlin-Karow mit kaum 20 Leuten statt, heute hat der Förderverein 1550 Mitglieder. Er hat eine sehr solide Struktur von 32 Regionalgruppen, zu denen mittlerweile auch etliche Lesergruppen kommen. Sie entstehen überall, diskutieren über die Zeitung oder laden sich Gesprächspartner ein. Ich war z.B. vor kurzem im nordthüringischen Sollstedt, wo großer Andrang herrschte. Dorthin kamen Leser aus einem weiten Umkreis. Es gibt Regionalgruppen, die Monat für Monat Veranstaltungen auf hohem Niveau ausrichten, andere müssen das noch lernen. Wir beschäftigen uns damit, die wissenschaftliche Weltanschauung, den Marxismus, zu verbreiten – mit möglichst sachkundigen oder bekannten Referenten. Jüngst sprach z.B. die Vorsitzende der DKP, Bettina Jürgensen, in unserer Rostocker Regionalgruppe.

Seit 2001 wird der „RotFuchs“ in der Berliner Druckerei „Bunter Hund“, wo wir gute Freunde haben, hergestellt. Dort begannen wir nach drei Jahren mit einer Auflage von 1100 Exemplaren. Jetzt liegt sie zwischen 11 000 und 12 000. Nach dem gebräuchlichen Umrechnungsschlüssel für Presseerzeugnisse gehen wir von 30 000 Lesern aus, obwohl es in Wirklichkeit wesentlich mehr sein dürften. Der „RotFuchs“ wandert nämlich in Gruppen der PDL von

Hand zu Hand. Das schließen wir aus der Post, die uns aus diesen erreicht. So wird mitgeteilt, die Zeitung sei gerade auf einer Basisgruppenversammlung diskutiert worden. Die Auflage erhöht sich weiter, obwohl wir viele Leser aus biologischen Gründen verloren haben. Zunächst orientierten sich vor allem alte Genossen, die eng mit der DDR verbunden waren, auf den „RotFuchs“. Inzwischen lesen ihn auch Angehörige anderer Generationen, z. B. im Internet. Die Wirkung des Internet spüren wir auch in der Leserpost. Im Monat gehen bis zu 200 Wortmeldungen ein, von denen wir jeweils etwa 35 verkürzt bringen. Das ist etwas kompliziert. Übrigens: In Redaktion und Vertrieb geschieht so gut wie alles ehrenamtlich, allein mit dem Verschicken beschäftigen sich 40 Genossinnen und Genossen. Was zu bezahlen ist, finanzieren wir durch Spenden – zum größten Teil kleinere Beträge, doch insgesamt beachtliche Summen. Wir verschicken den „RotFuchs“ an Leser in 39 Ländern. Von dort kommen interessante Rückmeldungen. Die spektakulärste erreichte uns vom stellvertretenden Innenminister Namibias, der uns wissen ließ, er habe in der DDR studiert, seine Schwester habe im Heim für Kinder von Kämpfern der namibischen Befreiungsorganisation SWAPO im Kreis Güstrow gearbeitet. Überdies habe ihm der frühere DDR-Botschafter in Simbabwe die „RotFuchs“-Lektüre empfohlen. In unserer Postmappe befinden sich ständig Briefe aus Ländern aller Kontinente.

Der „RotFuchs“ wird von einigen linken Zeitgenossen mit Geringschätzung betrachtet – klein, schwach, DDR-versessen, dogmatisch etc. Wie sehen Sie das Profil der Zeitung?

Der „RotFuchs“ ist heute eine Zeitschrift, die sich im linken Spektrum etabliert hat. Wir haben uns aus dem Ghetto, in dem wir uns – auch durch eigene Schuld – befanden, befreit. Sektiererische Fehler gehören der Vergangenheit an. Wir verfahren nicht nach der Parole „Viel Feind, viel Ehr!“, sondern haben ein sehr breites Leserspektrum weit über Kommunisten und Sozialisten mit und ohne Parteibuch hinaus. Da sind linke Christen, auch Pfarrer, namhafte Theologen wie Gerd Wendelborn oder Peter Franz gehören zu unseren Autoren. Wir erhalten Post und Anrufe auch von linken Sozialdemokraten, vor allem aus den westlichen Bundesländern. Erst jüngst sprach ich mit einem Telefonpartner aus Hamburg, der sich als hanseatisches sozialdemokratisches Urgestein vorstellte und darum bat, die Zeitung auch seinem Freundeskreis zugänglich zu machen. Die Zeiten, in denen wir isoliert waren, isoliert wurden oder uns selbst isoliert haben, gehören der Vergangenheit an. Im Herbst 2011 hatten wir in Rostock eine wissenschaftlich-theoretische Tagung des Fördervereins mit 350 Teilnehmern zur Thematik der linken Einheit. Dort bekannten wir uns zum Händedruck von Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl im April 1946. Wir stehen für das Zusammengehen der linken Kräfte auf marxistischer Grundlage, unser Ideal ist eine Sozialistische Einheitspartei Deutschlands ohne die Fehler der SED. Diese Defizite sehen wir unter anderem darin, daß aus einer Vorhutpartei der Arbeiterklasse, die sie ursprünglich war, eine Art Massenorganisation mit 2,3 Millionen Mitgliedern geworden ist. Unter ihnen befanden sich Hunderttausende Karrieristen, die sich – wie bei solchen üblich – in der Stunde der Niederlage des Sozialismus sofort den nächsten andienten. Einen weiteren gravierenden Mangel erblicken wir darin, daß

aus der politischen Herrschaft der Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten mehr und mehr eine Herrschaft des Parteiapparats, des ZK und des Politbüros wurde. Während in der Frühzeit der DDR und der SED die politischen Entscheidungen von den Massen getragen wurden, waren es am Ende recht einsame Beschlüsse weniger Leute. Wir verteidigen also die DDR und haben erklärt, daß wir sie als größte Errungenschaft der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung betrachten – trotz ihrer Defizite und trotz des Debakels am Ende. Sie hat 40 Jahre lang in einem Drittel Deutschlands dem Kapital die Macht und das ausbeuterische Eigentum entzogen.

Also kein Abfeiern, sondern Analyse?

So würde ich das sehen. Und noch eine zweite, inzwischen für Marxisten zum Allgemeingut gewordene These ging zuerst vom „RotFuchs“ aus. Sie lautet: Die Zerschlagung der DDR, die Wiederherstellung kapitalistischer Macht- und Eigentumsverhältnisse in Ostdeutschland war Ergebnis eines konterrevolutionären Prozesses. Denn die Ablösung einer historisch fortgeschritteneren Gesellschaftsordnung durch eine bereits überwundene ist im geschichtlichen und politischen Sinn eine Konterrevolution. Unsere Gegner und diejenigen, die ihnen nachlaufen, sprechen von einer „friedlichen Revolution“, wir nicht.

Die PDS und die heutige Linkspartei formulieren das wesentlich anders. Wie sehen Sie Ihr Verhältnis zu der Partei?

Ich habe die Geschichte der SED und der PDS von Anfang an miterlebt. An meinem 16. Geburtstag im Dezember 1948 bin ich in Westberlin Mitglied der SED geworden. Ich gehörte kurze Zeit der PDS an und trat dann in die DKP ein. Anders ausgedrückt: Ich war und blieb Kommunist. 1989 sah ich keinen Anlaß, meine Weltanschauung auszutauschen. Die kann nicht davon abhängig gemacht werden, ob man oben oder unten liegt, siegt oder verliert. Ich wußte, was auf uns im Osten zukommen würde, da ich viele Jahre als Korrespondent des „Neuen Deutschland“ in kapitalistischen Ländern tätig war. Am sogenannten Sonderparteitag der SED im Dezember 1989 nahm ich als Berichterstatter der Zeitung teil, erlebte den großen Besen Gregor Gysis, das Auftreten von Wolfgang Berghofer und vielen anderen, die irgendwo verschwunden sind. Mir war klar, daß dort nicht – wie behauptet wurde – die Partei gerettet wurde. Die marxistisch-leninistische Partei wurde dort beerdigt.

Sie haben von einem „weißen Schimmel“ gesprochen, der dort hereingeführt wurde ...

Das war der demokratische Sozialismus – eine Tautologie, doppelt gemoppelt. Denn entweder ist der Sozialismus demokratisch. Dann verdient er diese Bezeichnung, oder er ist es nicht, dann ist es auch kein Sozialismus. Ich habe großen Respekt vor den Genossen in der heutigen PDL, von denen Tausende unsere Leser sind. Doch eine Rettung fand nicht statt. Die PDS war von Beginn an eine Partei mit linken *und* rechten Kräften sowie jenen, die sich selbst als zentristisch bezeichnen. Was darunter zu verstehen ist, hat Lenin in seiner Arbeit über den Renegaten Kautsky deutlich dargelegt: Marxisten bzw. Sozialisten in Worten, Antimarxisten oder Antisozialisten in der Tat. Ich blicke mit großer Sympathie auf alles, was im positiven Sinne vor allem an der Basis geschieht, auch auf

viele Funktionäre, die versuchen, solide sozialistische Positionen zu wahren, bis hin zu mutigen Abgeordneten des Bundestages. ...

Zurück zu den Anfängen. Die Geschichte des „RotFuchs“ gehört in jene Kategorie, von der man sagt, „daß nicht sein kann, was nicht sein darf“: Eine kleine, winzige kommunistische Zeitung wird in dieser durch und durch anti-kommunistischen Bundesrepublik nun schon im 15. Jahr größer und größer, schart Leute um sich, die sich völlig selbständig in einem Unterstützungsverein organisieren. Was sind die Gründe für diese erfolgreiche Entwicklung? Wir haben damals gesehen, daß es viele Kommunisten gibt, die gar keiner Partei mehr angehörten und sozusagen heimatlos waren. Ihnen wollten wir eine politische Heimat bieten. Das ist geglückt, und nun geht es weit über diesen Ausgangspunkt hinaus.

Dabei helfen, wenn man das so sagen darf, auch andere. An der Universität Rostock wird z. B. im Vorlesungsverzeichnis für das laufende Semester ein Seminar angekündigt, das sich mit dem „RotFuchs“ befaßt. Es wird von einem Doktoranden geleitet, der sich schon längere Zeit mit dieser Thematik befaßt haben soll. Es geht um „Ultralinke“, übriggebliebene DDR-Eliten und den „RotFuchs“. Ich denke, das wird ein echtes Selbsttor. Lange Zeit hat man die Zeitung einfach totgeschwiegen, mal erwähnte man sie in einem Verfassungsschutzbericht, mal nicht. In Rostock traf man eine entgegengesetzte Entscheidung, wofür wir den dortigen Politikwissenschaftlern sehr verbunden sind.

Die Kombination von „Ultralinken“ und „Resteliten“ sichert etwas Grusel und gleichzeitig die staatsershaltende Gewißheit, daß sich der „RotFuchs“ von selbst erledigt – alte Herrschaften, die noch ein bißchen rumspinnen. Generell gilt hierzulande seit über 60 Jahren: Wer Marxist ist, ist von gestern. Eine andere Schublade wurde noch nicht gefunden, auch nicht für die „junge Welt“. Das hat ja in erster Linie mit der Weigerung zu tun, die Zeitungen selbst zu lesen. Beim „RotFuchs“ denke ich an die Vielzahl der Themen und Autoren, z. B. Oskar Lafontaine.

Kürzlich erst erhielt ich einen Anruf von Hans Modrow, der sich beim polnischen Staatspräsidenten für Wojciech Jaruzelski und Zbigniew Wiktor eingesetzt hat, einen Politikwissenschaftler aus Wrocław, dem man auf abgefeimte

Art den Professorentitel nehmen will. Den Brief Modrows und die Antwort werden wir dokumentieren. Übrigens hat es sich inzwischen eingebürgert, daß Persönlichkeiten der DKP wie Herbert Mies und Willi Gerns oder Bundestagsabgeordnete der „Linken“ im „RotFuchs“ publizieren. Ich denke dabei an Christine Buchholz, Ulla Jelpke oder Sahra Wagenknecht. Wir waren sehr froh über den im Dezember 2010 veröffentlichten Text von Oskar Lafontaine, weil wir den Saarländer für den bedeutendsten unter den Politikern seiner Partei halten. Er ist ein Mann linkssozialdemokratischer Prägung, das respektieren wir. Insgesamt: Ich bekomme an manchen Tagen etwa zehn Artikel zugeschickt und habe Probleme, allen gerecht zu werden. Das war schon mal völlig anders, besonders in den Sommermonaten mußte ich vieles selbst schreiben. Heute konzentriere ich mich auf außenpolitische Fragen, verfolge „Solidaire“ aus Belgien, den „Guardian“ aus Australien und ähnliche Zeitschriften aus vielen anderen Ländern.

Bei Gründung des „RotFuchs“ 1998 konnte niemand ahnen, daß ein Jahr später der erste NATO-Angriffskrieg mit deutscher Beteiligung stattfinden würde, die derzeitige Krise von Euro und EU war für die meisten unvorstellbar. Spielte das auch eine Rolle bei der Entwicklung des „RotFuchs“? Als Monatszeitschrift können wir auf solche Prozesse nicht so operativ wie eine Tageszeitung reagieren. Aber unsere prinzipiellen Positionen haben wir sehr oft bestätigt gefunden. Das betrifft besonders den Prozeß der Germanisierung Europas durch den deutschen Imperialismus. Viele sprechen davon, daß er den Zweiten Weltkrieg letztendlich doch noch zu gewinnen scheint – wenn auch nicht mit militärischen Mitteln. Man sehe sich die Situation in der EU oder das Trauerspiel in Griechenland an. Der Euro wird dazu benutzt, wirtschaftlich schwächere Staaten zu erdrosseln, Nationen mit einer großen Geschichte. Viele Linke beurteilen die EU anders, aber für uns gilt Lenins Satz: Die Vereinigten Staaten von Europa sind entweder reaktionär oder unter kapitalistischen Vorzeichen unmöglich. Ich halte den deutschen Imperialismus neben dem der USA für den gefährlichsten der Welt.

Das Gespräch mit Klaus Steiniger führte Arnold Schölzel
„junge Welt“, 18./19. Februar 2012

Hans Heinz Holz, der Freund und Genosse

Bisweilen hört man Leute sagen, dieser oder jener sei ein großartiger Genosse, als Mensch taue er allerdings nicht allzuviel. Eine solche Gegenüberstellung ist natürlich widersinnig, denn beides bildet eine Einheit. In der Person von Hans Heinz Holz war diese Einheit von Menschsein und Kommunistsein auf beispielhafte Weise verkörpert. Als guter Mensch war er auch ein guter Kommunist, wobei nicht jeder gute Mensch Kommunist sein muß. Bei ihm paarten sich eine gewinnende Herzlichkeit und ein tief verinnerlichter Humor, Schlichtheit und menschliche Wärme mit Kampfgeist und revolutionärer Angriffslust. Seine geistige Brillanz führte nicht zu solchen intellektuellen Höhenflügen, an denen viele nicht mehr teilnehmen können. Er besaß ein

Herz für sogenannte kleine Leute, Wort und Tat stimmten bei ihm überein. Hans Heinz Holz machte seine Weltanschauung nicht von temporären Siegen oder zeitweiligen Niederlagen abhängig, und vor allem war er mit seinen Schriften und seinem Rat in entscheidenden Augenblicken zur Stelle. Er erwies sich als ein wichtiger, andere ermutigender und viele Verzweifelte wieder aufrichtender Impulsgeber. Ich erinnere mich an seine Schriften, die ja heute mehrfach zitiert worden sind: „Niederlage und Zukunft des Sozialismus“ aus dem Jahre 1991 oder „Kommunisten heute“ – ein Diskussionsangebot von 1995. Über sie lernte ich Hans Heinz ja noch vor unserer ersten persönlichen Begegnung kennen. Er kam zu einer DKP-Versammlung, als ich Berliner

Bezirksvorsitzender war. So sind wir das erste Mal zusammengetroffen. Wir sahen uns dann viele Male – immer dann, wenn er nach Berlin kam. Wir sind zusammen essen gegangen oder hatten andere Begegnungen, jedenfalls entstand im Laufe der Jahre daraus eine persönliche Freundschaft. Deshalb spreche ich hier nicht über den Philosophen und Politiker, sondern über meinen persönlichen Freund Hans Heinz, der auch ein guter Freund vieler war, die hier im Saal anwesend sind. Vor einigen Jahren besuchten wir Silvia und Hans Heinz in San Abbondio und übernachteten dort in der Stiftung, die er eingerichtet hat und wo Archivmaterialien vieler Genossen lagern.

Ich würde Hans Heinz Holz so sehen: Er war einer der profiliertesten geistigen Köpfe der Marx, Engels und Lenin treugebliebenen deutschen Kommunisten. Er verband sich sehr früh mit dem „RotFuchs“, jener Zeitschrift, die wir seit nunmehr 14 Jahren herausgeben. Sie war zunächst ein ganz kleines Blatt der DKP-Gruppe Berlin-Nordost, die ja in der Partei eine bestimmte Rolle gespielt hat. Daraus wurde schon bald eine Zeitschrift, die heute recht große Verbreitung erfährt. ...

Inzwischen sitzen wir – symbolisch gesprochen – in jeder Versammlung der Linkspartei mit am Tisch. In Berlin hat die PDL etwa 9000 Mitglieder – davon sind vielleicht 2000 unsere Abonnenten. Wir spielen also auf der linken Seite des politischen Spektrums eine bestimmte Rolle. Ich betreibe hier nicht Werbung für den eigenen Verein, sondern erzähle das nur deshalb, weil Hans Heinz Holz schon früh zu uns gestoßen ist.

Er rief mich eines Tages an und bat darum, ihn in den „RotFuchs“-Autorenkreis aufzunehmen. „Ich werde nicht allzuoft für Euch etwas machen können, aber ich möchte einfach dazugehören“, sagte er mir. „Der ‚RotFuchs‘ kämpft in der vordersten Linie derer, die in Deutschland für die Zusammenführung von Kommunisten und Sozialisten mit und ohne Parteibuch eintreten.“ Das ist in der Tat unsere Maxime. Wir verengen unser Spektrum bewußt nicht nur auf Kommunisten. Ich selbst bin Kommunist und Mitglied der DKP, doch wir treten für die Zusammenführung von Kommunisten, Sozialisten und anderen antifaschistisch-demokratischen Kräften ein. Dabei lassen wir uns vom

Marxismus leiten. Hans Heinz Holz war dabei. Er stand bis zuletzt in unserem Impressum. Er sprach vor der Berliner „RotFuchs“-Gruppe, doch das Spektakulärste spielte sich in Neubrandenburg ab. Dort trat er zunächst vor der RF-Regionalgruppe auf. Deren Leiter war ein sehr guter Genosse, der leider früh verstorbene ehemalige Oberst der Nationalen Volksarmee Günter Schmidt. Er hatte Kontakte zu Pädagogen in Waren und inszenierte dort am Gymnasium eine Art Kolloquium. Hans Heinz Holz legte dabei vor einer Abiturklasse Grundzüge des Marxismus dar. Der Direktor entrüstete sich. Es war ein echter Skandal. Wir hatten Hans Heinz eingeschleppt und den Schulleiter überlistet.

Hans Heinz Holz hatte auch einen vielbeachteten Auftritt bei unserer Großveranstaltung, die 2008 zum 190. Marx-Geburtstag in Chemnitz stattfand. Er hielt dort die Festrede. Da er selbst nicht anwesend sein konnte, wurde sie per Video eingespielt. Wir vernahmen seine marxistisch-leninistische Botschaft nicht zuletzt auch über „Topos“ und T & P – zwei von ihm inspirierte Publikationen. Die erste entstand unter Mitwirkung von Domenico Losurdo und bei redaktioneller Betreuung durch Dieter Kraft. Bei der zweiten standen ihm Renate Münder, Hans-Günter Szalkiewicz, Patrik Köbele und viele andere, die sich dabei verdient gemacht haben, zur Seite. Wir betrachten T & P als eine marxistisch-leninistische Stimme innerhalb der DKP. Der Tod von Hans Heinz Holz ist ein unwiederbringlicher Verlust. Von früher Jugend an ein mutiger Antifaschist, wurde er später ein herausragender Gelehrter und Kämpfer des wissenschaftlichen Sozialismus, ein disziplinierter Parteisoldat und couragierter Klassenkämpfer. Er war aber auch ein ganzer Mensch, der seine Liebe auf andere übertrug und von ihnen geliebt wurde. Als unser Freund und Genosse lebt er in jedem von uns fort, bleibt er in unseren Herzen, Gedanken und Kämpfen bewahrt. Ich bin stolz darauf, die Freundschaft von Hans Heinz gewonnen und mit ihm als Kommunist in einer Reihe gestanden zu haben.

Klaus Steiniger

Leicht gekürzt aus: Die Welt begreifen – organisiert handeln. Symposium „Die Einheit von Politik und Philosophie im Kampf für den Kommunismus“. edition ost, Berlin 2013

Nicht nur Soldaten sollten für Ordnung im Spind sorgen

Zu Walter Ulbricht

Ich bin Walter Ulbricht persönlich nur sehr peripher begegnet, allerdings in „historischer Stunde“. Im Oktober 1949 stellte mich ihm mein Vater Peter-Alfons Steiniger im späteren Haus der Ministerien vor. Im Steinsaal des klotzigen Gebäudes hatte ich, knapp 17, in dem nur durch eine rote Kordel abgetrennten winzigen Zuschauerbereich an der Gründung des Staates DDR teilnehmen können. So war ich dabei, als die jüngste Abgeordnete der Provisorischen Volkskammer Margot Feist dem gerade zum Präsidenten gewählten Wilhelm Pieck im Namen des Hohen Hauses gratulierte.

Die Ära, in der Parteiführer vom Format Wilhelm Piecks, Otto Grotewohls, Walter Ulbrichts, Heinrich Raus, Hermann Materns und Bruno Leuschners eine ganze Generation aufbauwilliger und engagierter junger Menschen zu begeistern vermochten, ist jenen, welche folgten, nur ansatzweise vermittelbar. Damals gab es noch keinerlei Abstand zwischen „großen“ und „kleinen“ Genossen, erstickte kein übertriebenes Protokoll die physische und emotionelle Nähe. Viele Funktionäre waren aus Klassenkämpfen des Proletariats, nicht aus Machtkämpfen im Apparat, hervorgegangen. Die Partei verflachte noch nicht

zu einer Karrieristen anziehenden „Massenorganisation“ und wurde daher vom klassenbewußten Teil der Arbeiterschaft als echte Vorhut empfunden.

Als die Pionierrepublik 1952 in der Berliner Wuhlheide eröffnet wurde, war die DDR noch keine drei Jahre alt. Als höchster Ehrengast konnte der Staatspräsident begrüßt werden. Nach einem kurzen „Festakt“ sah sich Wilhelm Pieck ein wenig auf dem weitläufigen Gelände um. Es ergab sich ganz zufällig, daß ich mich zu einem bestimmten Zeitpunkt gerade mit drei oder vier anderen Genossen, unter denen vielleicht auch ein „Leibwächter“ war, direkt an seiner Seite befand. Da rief uns plötzlich ein älterer Mann von proletarischem Aussehen, der irgendwo am Wegesrand stand, sieben eindringliche Worte zu: „Paß ja auf den ollen Willem auf!“

Die kleine Szene widerspiegelt Großes: Das Staatsoberhaupt jener Zeit war in den Augen dieses Arbeiters der „olle Willem“ geblieben. Wäre eine solche Wärme und Nähe auch später noch denkbar gewesen?

Otto Grotewohl war ebenfalls ein Politiker „zum Anfassen“. Das erste Mal begegnete ich ihm am Eingang zum Klub der Kulturschaffenden in der Jägerstraße, der damals – lange vor der Eröffnung des Künstlerklubs „Die Möwe“ – ein beliebter Treffpunkt der Berliner Intellektuellen war. Dort stellte mich mein Vater dem landesweit bekannten Parteiführer vor. „Ich heiße Otto Grotewohl“, sagte dieser zu mir fast noch Halbwüchsigem.

Grotewohl galt als besonders schlagfertig. Im Senatssaal der Humboldt-Universität sprach er gelegentlich zu Professoren, wobei er sich beim Zitieren einer Marx-Äußerung irrte, indem er dem großen Alten die Worte zuordnete, Kriege seien stets die Lokomotiven der Geschichte gewesen. Als ihm daraufhin ein den Originaltext kennender Teilnehmer aus dem Publikum zurief, Marx habe aber die Revolutionen als Lokomotiven der Geschichte benannt, ließ sich Grotewohl nicht aus der Ruhe bringen und erwiderte: „Die Kriege auch!“

Als der chinesische Regierungschef Tschou En-lai, nachdem ihm mein Vater als Dekan der Juristischen Fakultät der Humboldt-Universität den Ehrendokortitel verliehen hatte, bei einer Veranstaltung im Auditorium maximum durch Grotewohl begrüßt werden sollte, war unserem Ministerpräsidenten der Name des hohen Gastes aus Fernost plötzlich abhanden gekommen. So zählte er nacheinander sämtliche Ämter und Funktionen des gerade Geehrten auf. Als ihm die „Munition“ auszugehen drohte, eilte ein aufmerksamer Beobachter des Geschehens zum Podium, um Grotewohl in letzter Sekunde einen rettenden Zettel zu reichen. Aufatmend sagte dieser: „Genossen Tschou En-lai“. Das Feld der Großen jener Tage aber wurde durch den keineswegs populistischen oder populären Walter Ulbricht noch überragt. Durchaus nicht ohne die Gabe der Schlagfertigkeit, war er indes kein Meister des geschliffenen Wortes, sondern eher Anhänger eines spartanischen Sprech- und Lebensstils. Worthülsen waren ihm ein Graus.

Vieles über Ulbricht erfuhr ich von meinem Vater Peter Alfons Steiniger. Er war einer der 400 Abgeordneten der Provisorischen Volkskammer, welche die DDR am 7. Oktober 1949 ins Leben rief. Wie etwa Viktor Klemperer gehörte er der Kulturbundfraktion an. Zuvor war er – wie alle anderen an der Staatsgründung Beteiligten – Mitglied des Deutschen Volksrates gewesen und hatte als Sekretär des von Otto Grotewohl geleiteten Verfassungsausschusses bei

der Ausarbeitung der ursprünglich für ein einheitliches Deutschland gedachten ersten Konstitution der DDR mit Hand angelegt. Pikant vielleicht: Wesentliche Teile des Textes entstanden in unserer Westberliner Wohnung am Botanischen Garten.

Als Präsident der Deutschen Verwaltungsakademie in Forstzinna, wo die DDR-Leitungskader für die Kreis- und Bezirksebene ausgebildet wurden, hatte mein Vater ständig mit Walter Ulbricht zu tun. Dieser mischte sich – und zwar im durchaus positiven Sinne – als Gesprächspartner, Ratgeber und konstruktiver Kritiker in das Geschehen an „seiner“ Akademie ein. Das erfuhr ich von meinem Vater, der am 27. Mai 1980 verstarb und am Pergolenweg der Gedenkstätte der Sozialisten in Berlin-Friedrichsfelde bestattet worden ist.

Den politischen Stil und das Bestreben Walter Ulbrichts, jeglicher Schönfärberei einen Riegel vorzuschieben, habe ich dann auch als Journalist selbst kennengelernt. Zweieinhalb Jahrzehnte war ich leitender Redakteur und Auslandskorrespondent des „Neuen Deutschland“. Das Zentralorgan der Partei kam oftmals recht schwerfällig daher und war keineswegs immer von professionellem Glanz geprägt. Dennoch spürte man bei der Lektüre stets das sozialistische Anliegen und eine dem Marxismus verpflichtete Ideologie. Während der als Chefredakteur fähige, später aber zur menschlichen und politischen Charakterlosigkeit eines in der Wolle gefärbten Renegaten verkommene Günter Schabowski selbst aus ZK-Protokollen noch jede kritische Sentenz mit dem Bemerken herausstrich, der Feind kritisiere uns schon genug, da müßten wir es nicht auch noch selber tun, folgte Ulbricht einer absolut konträren Motivation. Er haßte jedes Vertuschen von Mißständen. Schwarz blieb für ihn stets schwarz und weiß immer weiß, während Zwischentöne weit weniger seine Sache waren. Ulbricht drängte darauf, daß die Defizite und deren – möglicherweise auch recht hochgestellte – Verursacher ohne Ansehen der Person beim Namen genannt wurden, wobei er bisweilen das Kind mit dem Bade ausschüttete. Damals herrschte in der Partei eine Tendenz zu geradezu grotesker Prüderie. Kurze Zeit nach dem Krieg dominierte bei uns ein ebenso geradliniger wie oftmals rauher Umgangston. An der Humboldt-Universität kolportierte man zu meiner Zeit nicht ganz grundlos folgenden Witz: Der Sekretär der Zentralen Parteileitung trifft den Parteisekretär der Fakultät. „Wieviel Genossen seid ihr?“, will er wissen. „Einhundert“, lautet die Antwort. „Und wieviel davon haben bereits eine Parteistrafe wegen unmoralischen Verhaltens?“ „Achtundneunzig.“ Nach kurzem Zögern: „Mach dir keine Sorgen, Genosse, die beiden erwischen wir auch noch.“

In den Spalten des ND erschienen unter so bedeutenden Chefredakteuren wie Hermann Axen und Rudolf Herrnstadt etliche in die Pressegeschichte der DDR eingegangene Artikel, in denen Klartext geredet und reiner Tisch gemacht wurden. Dabei war den eigenen Genossen Mißratenes durchaus kein Tabu. Ein Beispiel: In dem Beitrag „Kollege Zschau und Kollege Brumme“ ging es um den Führungsstil eines sehr verdienten und auf Landesebene hoch angesiedelten Genossen, der wegen Unterdrückung von berechtigter Kritik gerügt und in der Funktion herabgestuft wurde. Ein anderer einprägsamer Titel lautete: „Mißtöne im Brandenburgischen Konzert.“ Er beschäftigte sich mit dem Verhalten Verantwortlicher im Stahlwerk Brandenburg und fand ebenfalls großen Widerhall.

Walter Ulbricht lag wie ein Schießhund auf der Lauer, um Mängeln und Versäumnissen in der Wirtschaft auf die Spur zu kommen. Daraus resultierte eine in die Annalen des alten ND eingegangene Groteske: Den Vorstellungen des Generalsekretärs entsprechend eröffnete die Redaktion bisweilen selbst in ihren später oftmals gähnende Langeweile verbreitenden Leitartikeln das Feuer auf Säumige und Frevler. An einem Frühlingstag Ende der 60er Jahre war der schon vor langer Zeit verstorbene verdienstvolle Journalist Franz Krahl damit beauftragt, einen solchen Beitrag zu schreiben. Dabei ging es u. a. um das Fehlverhalten leitender Mitarbeiter eines volkseigenen Betriebes im Bezirk Karl-Marx-Stadt. Als Krahls Kolumne dann in einem kleinen Kreis diskutiert wurde, stieß sich einer der Begutachter daran, daß der Autor das kritisierte Werk als „Beispiel“ bezeichnet hatte. Franz, der für seine unleserliche Schrift bekannt war, ersetzte das beanstandete Wort durch die Vokabel „typisch“. Als die Seite zur abendlichen Endkontrolle kam, lasen die erstaunten Korrektoren: „In einem bekannten Karl-Marx-Städter Werk, das auch als Appiset für viele andere Betriebe gelten kann ...“

Der Setzer hatte Krahls Krakel „typisch“ nicht lesen können und seiner Phantasie freien Lauf gelassen. Doch die Genossen im Großraum wußten Rat. Die unbekannte Wortschöpfung leite sich aus dem Französischen her und gehöre überdies längst zum üblichen Wirtschaftsvokabular auch der DDR, erklärte ein „Kenner“. Ihm widersprach niemand. So gingen 850 000 Exemplare der A-Ausgabe durch die Druckmaschinen.

Als der diensthabende Chefredakteur Günther Kertzscher zu später Stunde ins Haus kam, konnte die erst in der Nacht produzierte B-Ausgabe für Berlin, Brandenburg

und das Ausland noch vor einer Fortsetzung des Unheils bewahrt werden. Kertzscher stolperte sofort über die Phantasievokabel in der ersten Zeile des Leitartikels, ließ sich das Manuskript kommen, entzifferte Krahls Hieroglyphen und veranlaßte die Korrektur.

Tags darauf bat mich die Redaktion der Frauenzeitschrift „Für Dich“ um ein geeignetes Pseudonym für eine Serie kleiner außenpolitischer Beiträge, die ich dem Blatt zugesagt hatte: Ich empfahl „Claudia Appiset“.

Von welchem Format Walter Ulbricht gewesen ist, wurde nicht zuletzt auch durch die Tatsache erhellt, daß er – sieht man von gehässiger Verhöhnung seiner Mundart und Sprechweise oder feindseligem Anmachen ab – zur Zielscheibe unzähliger geistreich-pointierter Witze geworden ist. Einer war kurz nach der Herstellung diplomatischer Beziehungen zwischen der DDR und den Malediven in Umlauf gebracht worden. Die meisten DDR-Bürger mußten erst auf der Karte nachschauen, wo das Inselreich lag. Walter Ulbricht erblickt in diesen Tagen vor dem Staatsratsgebäude morgens, mittags und abends denselben Wachsoldaten. Als er sich bei diesem erkundigt, warum er denn niemals abgelöst werde, bekommt er zur Antwort: „Genosse Staatsratsvorsitzender, ich stehe Strafe!“

„Warum?“

„Weil ich nicht gewußt habe, wo die Malediven sind.“

Ulbricht ermahnt den jungen Mann: „Nun, das ist nicht gut. Ein Soldat muß in seinem Spind Ordnung halten!“

Klaus Steiniger

Aus: Walter Ulbricht. Zeitzeugen erinnern sich. Herausgegeben von Egon Krenz. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 2013

Korrespondent im kalten Krieg

„Es gibt keinen Journalismus im luftleeren Raum“

Frage: Herr Dr. Steiniger, Sie haben in der DDR eine Bilderbuch-Karriere hingelegt. Sie waren der jüngste Kreisstaatsanwalt, hatten danach einen verantwortlichen Posten im Außenministerium, promovierten mit magna cum laude an der Diplomaten-Hochschule und haben anschließend sehr bald eine Leitungsposition beim „Neuen Deutschland“ bekommen. Was war Ihr Erfolgsgeheimnis?

Dr. Steiniger: Es war nicht ganz so bruchlos, wie es auf den ersten Blick vielleicht aussieht. Mein Vater wurde während der Nazizeit verfolgt, auch weil mein Großvater ein tschechischer Jude war. Deshalb sollte mein Vater als „Mischling ersten Grades“ 1944 in ein Arbeitslager gebracht werden. 15 seiner Verwandten väterlicherseits wurden in Auschwitz vergast. Meine Mutter starb bereits 1948 mit nur 39 Jahren an Tuberkulose. Somit mußte er alleine für mich sorgen.

Ihr Vater war Dekan an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität in Berlin, an der Sie dann Jura studierten.

Ja, er hatte mir empfohlen, Rechtswissenschaften zu studieren. Während der Nazi-Zeit habe ich einige Jahre keine Schule besuchen können. Leider fiel es mir sehr schwer, wieder Anschluß im Fach Mathematik zu finden. Ich mußte also etwas studieren, was nichts damit zu tun hatte. So bot sich Jura an.

Sie wurden 1956 mit 23 Jahren der jüngste Kreisstaatsanwalt der DDR.

Damals herrschte ein Mangel an ausgebildeten Juristen. Eigentlich hatte ich nach dem Studium eine Stelle im Außenministerium sicher, aber die Berufsberatungskommission legte mir nahe, Staatsanwalt zu werden. Ich habe das dann fünf Jahre lang gemacht, bis ich sozusagen rausgeflogen bin.

Wie ist das passiert?

Ich hatte mich geweigert, zwei Arbeiter, die sehr derbe Sachen gesagt hatten, einsperren zu lassen. In dem einen Fall war es so, daß sich ein Mann über die Butterrationierung geärgert hatte. Nach der durchgängigen Kollektivierung der

Landwirtschaft entstanden 1961/62 für kurze Zeit Schwierigkeiten bei der Butterversorgung. Während dieser Zeit gab es dann nur alle sieben Tage ein Stück Butter. Wer es erhalten wollte, mußte sich in eine Liste eintragen. Ausnahmen gab es unter anderem für Fernfahrer. Irgendwann wurde das aufgehoben, was aber nicht alle mitbekommen hatten. Ein Fernfahrer ging in Güstrow in ein Lebensmittelgeschäft und wollte Butter haben. Er sagte der Verkäuferin, daß er als Fernfahrer nicht eingetragen sein müsse und zeigte seine Karte. Die Verkäuferin weigerte sich, ihm Butter zu geben und teilte ihm mit, daß sich das geändert habe. Daraufhin gab es einen Disput, und der Fernfahrer hat eine längere Rede gehalten. Es fiel der Satz: „Wenn wir im Sozialismus schon nichts zu fressen kriegen, was soll dann erst im Kommunismus werden?“ Der zweite Vorfall ereignete sich in einem Holzbetrieb in Güstrow. Dort sollten Verkehrspolizisten Rekruten für die NVA werben, da es damals noch keine Wehrpflicht gab. Die Werber waren außerstande, das Publikum an die Hand zu kriegen. Da hat der Betriebsleiter einen Arbeiter angesprochen und gesagt: „Du bist doch damals freiwillig zur Kasernierten Volkspolizei gegangen, erklär doch mal den Kollegen, wie das gewesen ist.“ Die Stimmung war schon sehr aufgeheizt, und da sagte der Arbeiter: „Das kann ich Ihnen sagen. Ich war noch Lehrling. Sie haben mich in Ihr Büro bestellt und so lange gezwiebelt, bis ich gegangen bin.“ Damit war die ganze Sache geplätzt. In beiden Fällen habe ich das Verfahren wegen Geringfügigkeit eingestellt. Ich bin in den Betrieben gewesen und habe das Gespräch gesucht, so wie das von mir immer gehandhabt worden ist, ohne daß es vorher je beanstandet wurde. Aber auf einmal, nach dem 13. August 1961, als die Grenze geschlossen war, hat mir der Bezirksstaatsanwalt die Weisung gegeben, ich solle die beiden einsperren und in einem beschleunigten Verfahren jeweils ein Jahr Gefängnis beantragen. Ich hatte einen sehr guten Tag, und feige war ich auch gerade nicht. Also sagte ich zu ihm: „Diese Weisung richtet sich erkennbar gegen die Interessen der Deutschen Demokratischen Republik. Ich verweigere ihre Ausführung.“ Da flog ich raus. Ein Jahr lang bin ich „zur Bewährung“ Dorfbürgermeister gewesen.

Dann sind Sie zum DDR-Fernsehen gegangen.

Ich kannte den stellvertretenden Intendanten Günther Klein, und der bot mir im Frühjahr 1963 eine Stelle bei der „Aktuellen Kamera“, der Nachrichtensendung des DDR-Fernsehens, an. Für die außenpolitische Redaktion habe ich kurze Filme betextet. Ich war damit täglich ein oder zwei Stunden beschäftigt, bin dann ins Studio gegangen, habe das mit dem jeweiligen Nachrichtensprecher eingeübt und den Rest des Tages im Casino verbracht. Nach einem Jahr wurde mir das zu langweilig. Aber ich hatte eine Alternative: Im Sommer 1964 bewarb ich mich beim Außenministerium. Man empfahl mir die USA-Abteilung. Dort könne ich sofort Mitglied einer Forschungsgruppe über Nord- und Lateinamerika werden und nach drei Jahren an der Diplomatenhochschule promovieren. Ich war dann einige Zeit Mitarbeiter der USA-Abteilung. Anschließend habe ich meine Dissertation verteidigt. Daraufhin wurde ich als wissenschaftlicher Berater zum damaligen Außenminister Otto Winzer versetzt. Der hatte aber nicht die Eigenschaft, sich mit vielen zu beraten, jedenfalls nicht mit mir. Es war also auch keine ernsthafte Tätigkeit.

Die Herausforderung kam dann aber beim „Neuen Deutschland“?

Ich bin dort als Oberstufenredakteur, also auf der höchsten journalistischen Ebene, eingestiegen. Somit war ich von Anfang an abzeichnungsberechtigt. Sachlich war ich für Lateinamerika und die USA zuständig. Ich hatte ja eine entsprechende Qualifikation: abgeschlossenes Hochschulstudium, promoviert, Berufserfahrung, Arbeit im Außenministerium auf diesem Gebiet. Das waren natürlich Gründe, mich dafür zu nehmen. Nach einem Jahr wurde ich Leiter der Sektion „Kapitalistische Länder“. Sie bearbeitete Vorgänge in fast allen halbwegs entwickelten kapitalistischen Ländern mit Ausnahme der Bundesrepublik und Westberlins, für die es eine eigene Sektion gab.

1972 wurden Sie der erste USA-Korrespondent mit DDR-Staatsbürgerschaft für den Angela-Davis-Prozeß.

Ich muß das korrigieren, denn ich war der erste DDR-Korrespondent, der zu einem politischen Ereignis zugelassen wurde. Sportreporter aus der DDR kamen schon lange in die USA. In New York gab es zwei UNO-Korrespondenten, die aber die Bannmeile um das Hauptquartier der Vereinten Nationen nicht passieren und nicht über die Vereinigten Staaten berichten durften, sondern nur über die UNO. Ich sollte dort Prozeß-Reporter sein, weil ich mir mittlerweile so etwas wie den Ruf eines USA-Spezialisten erworben und schon vor Prozeßbeginn sehr interessiert die akademischen und politischen Aktivitäten von Angela Davis verfolgt hatte. Ein Jahr bevor ihr Fall weltweit so große Aufmerksamkeit erlangte, habe ich einen Artikel im „Neuen Deutschland“ darüber geschrieben. Ich war auch der erste, der nach ihrer Verhaftung eine Kampagne für Angela Davis organisierte. Dazu hatte ich eine Broschüre mit dem Titel „Freiheit für Angela Davis!“ geschrieben, die auch an sämtlichen Schulen verteilt wurde und eine Auflage von einer halben Million erreichte.

Der farbigen Bürgerrechtlerin Angela Davis wurde vorgeworfen, die Waffen für einen mißglückten Befreiungsversuch für das Black-Panther-Mitglied George Jackson geliefert zu haben, bei dem mehrere Menschen erschossen wurden. Ihr drohte die Todesstrafe. Der Fall hat international für Proteste gesorgt.

Ja, es gab Proteste in aller Welt, aber ich denke, die größte Protestwelle erfaßte die DDR. Die Kampagne „Eine Million Rosen für Angela Davis“ wäre da hervorzuheben. Von Schulkindern wurden Rosen gemalt und an Angela Davis geschickt. Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich in San Francisco eine LKW-Kolonie gesehen habe mit unzähligen Säcken voller Solidaritätspost für Angela Davis. Das war eine unwahrscheinliche Geschichte.

War es schwierig, an das Visum für die USA zu kommen?

Die DDR hatte noch keine diplomatischen Beziehungen mit den USA, und ich mußte mich an den amerikanischen Konsul in Westberlin, G. Edward Reynolds, wenden. Zuvor hatte mir dieser die Einreise verweigert, weil ich Mitglied sogenannter „kommunistischer Frontorganisationen“ war, wie das im USA-Fragebogen hieß. Ich habe den Ablehnungsbescheid vom 1. April 1969 nur Tage danach im „Neuen Deutschland“ unter dem Titel: „Antikommunismus behindert freie Information“ faksimiliert veröffentlicht. Daran erinnerte sich Reynolds noch, als ich

ihn erneut um eine Einreiseerlaubnis bat. Ich habe ihn letztlich als umgänglichen Mann kennengelernt. Anders als seinen Nachfolger Alexander Akalovsky, der mich vor meiner Abreise in die USA – ich hatte das Visum nach neun Monaten Wartezeit mit etlichen Verhören endlich erhalten – einzuschüchtern versuchte. Den Unternehmer David Packard, der während des Vietnamkrieges stellvertretender Verteidigungsminister der USA geworden war, hatte ich in einem Artikel „Mörder“ genannt, was er in meinen Augen ja auch war, da seine Firma die Flugzeuelektronik für die amerikanischen Bomber herstellte. Jedenfalls sagte Akalovsky in scharfem Ton, Packard könne mich deswegen anzeigen, sobald ich in Kalifornien einträfe. Ich drohte meinerseits damit, diese Aussage des Generalkonsuls im „Neuen Deutschland“ zu veröffentlichen. Er machte nun einen Rückzieher und meinte, doch nur eine Vermutung geäußert zu haben. Bald darauf reiste ich nach San Jose in Kalifornien, wo der Prozeß gegen Angela Davis stattfand.

Das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ schrieb damals, die wahre Sensation bei diesem Prozeß sei eigentlich Ihr Auftauchen gewesen.

Ja, im „Spiegel“ ist eine Personalie über mich erschienen, obwohl dessen Redaktion mit mir persönlich gar nicht gesprochen hatte. Ich war eben der „bunte Vogel“ dort und gab Dutzende Interviews für Presse, Funk und Fernsehen. Außerdem wurde ich zu etlichen Dinner-Partys eingeladen.

Wie war Ihr Verhältnis zu Journalisten aus dem „anderen Lager“?

Das war unterschiedlich. Ich kann mich an eine Begegnung erinnern. Ich wurde kurz vor Beginn des Davis-Prozesses vom FBI daktyloskopisch behandelt und von allen Seiten fotografiert. Bald danach hörte ich eine Stimme: „Ah, Deutsche!“ Ich unterhielt mich gerade mit dem westdeutschen Kollegen Horst Schäfer, der auch beim Davis-Prozeß längere Zeit tätig und später viele Jahre ADN-Korrespondent in Washington war. Während ich mit ihm sprach, rief mir plötzlich eine Frau zu: „Deutsche! Landsleute!“ Sie stellte sich als Gitta Bauer von Springers Auslandsdienst vor. „Klaus Steiniger, Deutsche Demokratische Republik, ‚Neues Deutschland‘, Berlin“, antwortete ich korrekt. Da fiel der Dame die Kinnlade runter, später hat sie Artikel gegen mich geschrieben, zum Beispiel in der „Morgenpost“. Dort berichtete sie sehr tendenziös. Sie hielt mich offensichtlich für einen „roten Halunken“. Solche Kontakte habe ich nicht geschätzt. Andererseits habe ich auch viele bürgerliche Journalisten kennengelernt, mit denen ich einen sehr kollegialen Umgang pflegte.

Mit denen ist man auch mal ein Bier trinken gegangen?

Na klar. Sie dürfen wirklich nicht diese schematischen Vorstellungen haben, die man heute verbreitet. Wenn ich in Lissabon, in den USA oder in Japan mit irgendeinem etwas trinken wollte – ich bin kein Biertrinker –, habe ich niemanden um Erlaubnis gebeten, und ich mußte darüber auch keinen Bericht schreiben.

Kollegen von Ihnen haben das anders erlebt ...

Bei mir war das jedenfalls nicht so. Ich bitte das nicht falsch zu verstehen, aber es gab natürlich auch in der DDR Journalisten sehr unterschiedlicher Kategorien.

Darunter solche, die ich auch nicht auf jeden losgelassen hätte, schon allein wegen ihrer geringen Qualifikation.

Sie haben für eine ganze Reihe von DDR-Medien geschrieben. Ja, ich habe für verschiedene Medien gearbeitet, darunter für das Fernsehen, und auch viele Namen gehabt. Bei „Horizont“, der außenpolitischen Wochenzeitung der DDR, habe ich oft unter dem Pseudonym Eldridge R. Jackson, New York, geschrieben. Beim „Magazin“ war ich Stewart Allison, Los Angeles. Auch in der „Weltbühne“ habe ich etliches unter deutschen und portugiesischen Pseudonymen veröffentlicht. Bei der Westberliner „Wahrheit“ (der Tageszeitung der SEW) stand jahrelang über meinen Beiträgen: von unserem amerikanischen Korrespondenten Dr. Claude M. Stone.

Haben diese Pseudonyme beim Leser nicht den fälschlichen Eindruck erweckt, daß der Artikel von einem Einheimischen stammt?

Das „Neue Deutschland“ wollte nicht, daß man für zu viele Zeitungen unter eigenem Namen schrieb.

Warum?

Die Zeitung, deren Auflage damals 1,3 Millionen Exemplare betrug, war auf Exklusivität ihrer Quellen, Beiträge und Autoren genauso bedacht wie die meisten Blätter dieser Ebene in der Welt. So empfahl sie ihren Journalisten, in anderen Publikationen ein Pseudonym zu benutzen. In Rundfunk und Fernsehen, wo ich viele Kommentare sprach, trat ich natürlich stets unter meinem eigenen Namen auf.

Was entgegnen Sie jemandem, der sagt, der DDR-Journalismus sei reine Propaganda gewesen?

Es gibt keinen Journalismus im luftleeren Raum. Man ist entweder dafür oder dagegen. Neutralität ist nur eine Illusion. Denn man kann auch Dinge propagieren, die ganz unpolitisch aussehen und trotzdem ein bestimmtes Ziel verfolgen, die der Manipulation dienen. In der Bundesrepublik und in der DDR war die Grundsituation gleich. Sie bestand darin, daß jeder politische Journalist versuchte, eine Linie oder Überzeugung – ob nun seine eigene oder die der Redaktion – zu vertreten. Ein solcher Journalist wird immer versuchen, seinen Standpunkt an den Mann zu bringen und andere von dem, was er selber denkt, zu überzeugen. Journalismus ist Information, aber auch Überzeugungsarbeit.

Glauben Sie, daß das in Ost und West in gleichem Maße geschehen ist?

Man kann Sozialismus und Kapitalismus nicht miteinander vergleichen. Es ist so, daß wir aus meiner Sicht für eine richtige Sache standen. Diese Sache ist zum Teil schlecht gemacht worden. Ich stimme zu, wenn Leute sagen, daß richtige Ziele manchmal mit ungeeigneten Mitteln verfolgt worden seien. Dazu gehört ein Teil der Medienarbeit der DDR. Ich kann mich an Zeiten erinnern, in denen ich sehr glücklich mit ihr war und an andere, in denen ich sehr unglücklich gewesen bin. Aber man kann keine formellen Vergleiche zwischen Bourgeoisie und Nicht-Bourgeoisie oder Kapitalismus und Sozialismus anstellen. Die Presse der Bundesrepublik ist ganz zielgerichtet, ob man das Agitation nennt oder anders. Sie dient der Festigung der gesellschaftlichen

Verhältnisse. Hinzu kommt noch eine Komponente, die es bei uns so nicht gab: In bürgerlichen Medien spielt Sensation, die Möglichkeit, etwas als erster verkaufen zu können, eine ganz wichtige Rolle.

Das „Neue Deutschland“ war doch bekannt für seine „knalligen“ Überschriften. Von Ihnen stammen auch ein paar schöne ...

Ich bin ein großer Freund packender Überschriften bei eigenen Artikeln. Denn wenn die Leute schon beim Titel einschlafen, ist die Sache gestorben. Und das zweite: Die Aufmachung muß stimmen. Sie muß nicht spektakulär oder sensationalistisch sein. Aber das ist der Wurm auf dem Haken, und wenn der nicht zappelt, wird nicht gebissen. Beim ND war es nicht leicht, spannende Überschriften anzubieten.

Sie kritisieren die bürgerliche Presse: Die hat aber doch den Vorteil, pluralistisch zu sein. Eine solche Meinungs- und Informationsvielfalt hat der Sozialismus dagegen nie zugelassen!

Bei den bürgerlichen Medien gibt es zwar ein enormes Maß an Pluralität, aber im Grunde keinen Pluralismus. Wer von ihnen würde es denn wagen, die kapitalistische Gesellschaftsordnung fundamental und radikal als System zu attackieren, die Aufhebung ihrer auf Ausbeutung beruhenden Eigentumsverhältnisse einzufordern? Natürlich gibt es investigative und couragierte bürgerliche Journalisten wie Peter Scholl-Latour u. a. Doch sie tun dem System und seiner herrschenden Klasse nicht wirklich weh. Dem Journalismus der DDR fehlte es gewiß an Kolorit und oft auch an zündenden Ideen, was häufig zu Eintönigkeit führte. Aber er stand im Ganzen für eine neue gesellschaftliche Qualität, in der die Dominanz des kapitalistischen Profitmotivs nicht mehr galt. Damit war auch die Sensationshascherei als Haupttriebfeder bürgerlicher Berichterstattung entfallen. Aus bunt wurde leider allzuoft grau, was den Eindruck von Monotonie erzeugte und nicht hätte sein müssen.

Was verstehen Sie denn unter bürgerlichen Journalisten?

Natürlich muß nicht jeder bürgerliche Journalist selbst der Bourgeoisie entstammen. Andererseits gibt es auch nicht wenige fortschrittliche Intellektuelle, die aus dem Bürgertum hervorgegangen sind. Marx, Engels und Lenin waren die besten Beispiele dafür. Ein bürgerlicher Journalist ist in meinen Augen durch zweierlei charakterisiert: Er arbeitet für ein Medium, das sich im Besitz der Kapitalistenklasse oder ihres Staates befindet und mit Meinungsmanipulation in deren Sinne befaßt ist. Er denkt, schreibt und spricht, wie es seine Auftraggeber von ihm erwarten, wobei es natürlich Spielräume und auch Beherzte gibt.

Wurden Sie jemals zensiert?

Es gibt völlig falsche Vorstellungen darüber, was in der DDR geschehen ist. Ich bin niemals irgendeiner formellen Zensur unterworfen worden. Fast alle 2500 Artikel, die ich allein im ND veröffentlicht habe, sind mehr oder weniger so in die Zeitung gekommen, wie ich sie geschrieben habe. Bei allen Reisen, die ich unternahm, gab es keine Vor- oder Nachbesprechung.

Das Vertrauen in Sie war groß.

Wenn sich jemand ein bestimmtes Renommee erarbeitet hatte, galt er als vertrauenswürdig. Die Frage, die sich stellte, war doch: Kann man den Mann oder die Frau in den letzten Winkel der Welt schicken? Wichtig war erstens, darauf vertrauen zu können, daß die Betroffenen immer zurückkommen würden. Und zweitens, daß sie ungeschminkt sagten, was sie dort erlebt haben. „Ungeschminkt“ bedeutete natürlich auch: aus einer marxistischen Position heraus. Mich hat nie einer behelligt. Wenn ich in kapitalistischen Ländern gearbeitet habe, hatte ich ununterbrochen auch mit Kommunisten zu tun, die nicht an der Macht, sondern in der Opposition waren, die bekämpft und verfolgt wurden. Deshalb ist mein Prinzip: Eine Weltanschauung ist nicht abhängig von Sieg oder Niederlage. Entweder man hat sie, oder man hat sie nicht. Wenn man sie hat, dann ist sie nicht abhängig davon, ob man oben oder unten liegt. Im Augenblick sind die Kommunisten und andere Linke in diesem Land eher unten und andere oben. Aber das gehört zum politischen Spiel. Zur Frage der Zensur will ich noch hinzufügen: Ja, es gab einen Zensor, und der Zensor war ich selbst. Ich habe mir immer überlegt, was bei einer Geschichte herauskommen soll. Niemals habe ich „auf Teufel komm raus“ irgendwas geschrieben, weil ich es aus Sensationslust an die große Glocke hängen wollte. Es ging mir immer darum, ob etwas politisch sinnvoll ist oder nicht.

Es gab keine Beschränkungen?

Natürlich hatte der Journalismus in der DDR bestimmte Schranken. Aber die waren zu unterschiedlichen Zeiten auch unterschiedlich hoch. Unter Ulbricht wurde vom „Neuen Deutschland“ Kritik, Kritik und nochmals Kritik gefordert. Da gab es große Artikel, in denen Funktionäre oder 1. Sekretäre von Bezirksleitungen der Partei massiv attackiert wurden. Es gab einen berühmten ND-Beitrag „Mißtöne im Brandenburgischen Konzert“. Dort ging es um das Stahlwerk Brandenburg. Die dort Zuständigen der Partei wurden scharf angegriffen. Ulbricht verlangte vom „Neuen Deutschland“ eine kritische Auseinandersetzung mit den Partei- und Staatsfunktionären. Dabei gab es keine Tabus.

Ist das nicht eine sehr romantische Sicht?

Nein, überhaupt nicht. Später, auch unter Günter Schabowski, dem verlängerten Arm Erich Honeckers, war das dann ganz anders. Der strich als Chefredakteur des „Neuen Deutschland“ jedes kritische Wort heraus, das beispielsweise auf Tagungen des Zentralkomitees gesagt worden war. Es wurde die Losung ausgegeben: „Der Feind kritisiert uns genug, wir müssen es nicht auch noch selbst tun.“ Solche unsinnigen Parolen gab es in dieser Zeit. Das betraf natürlich auch die Auslandsberichterstattung. Als ich Korrespondent in Paris war, erhielt ich aus Berlin die Weisung, keine Gesellschaftskritik an Frankreich zu üben, da Genosse Honecker die Absicht habe, dieses Land zu besuchen. Da zog ich den Schluß: Hier bist du falsch am Platze. In der Straße, in der ich gewohnt habe, befand sich beispielsweise eine Zweigstelle des Pariser Arbeitsamtes. Und da standen jeden Tag endlose Schlangen, aber ich sollte nun nur noch den Eiffelturm loben. Da habe ich nicht mitgemacht.

Sie wurden zur Schönfärberei angehalten?

Es gab in der Endphase der DDR ein gerütteltes Maß an Schönfärberei. Ich war nie ein Freund davon und habe mich daran nicht beteiligt. Es gab so manches, was anti-journalistisch war. Bei Staatsbesuchen Honeckers wurde der ND-Bericht beispielsweise schon im voraus geschrieben, weil man doch sowieso wußte, was passieren würde. Da gab es Werner Micke, der war stellvertretender Chefredakteur. Er schrieb diese Texte immer und setzte dann manchmal auch meinen Namen mit darüber, wenn ich für das Land zuständig war, in das Honecker gerade reiste. Ich betrachte so etwas nicht als meine eigenen Artikel. Schönfärberei ist immer eine Verfälschung der Wahrheit. Ich habe an dem, was ich beruflich tat, selten gezweifelt, doch die Qualität des Journalismus in der DDR war sehr unterschiedlich. Ich würde sagen, aus meiner Sicht als Kommunist ist die Ausgangsposition die Verteidigung des Sozialismus, der Kampf gegen den Kapitalismus und der Kampf gegen die westlichen Militärböcke. Damit war ich voll einverstanden. Aber ich war der Meinung, daß die Presse der DDR zu einem großen Teil einfach handwerklich schlecht gemacht worden ist. So waren die Bezirkszeitungen der Partei in der Regel mehr oder weniger ein Abklatsch des „Neuen Deutschland“, zumal sie sich ausnahmslos unter dem Dach einer Organisation für Druckerzeugnisse befanden, die sich Zentrag nannte.

Was auch daran gelegen haben könnte, daß die dem Zentralkomitee der SED unterstellte Zentrale Druckerei-, Einkaufs- und Revisionsgesellschaft, die Zentrag, für fast alle Druckerzeugnisse in der DDR zuständig war.

Natürlich ist es immer so: Wenn eine Partei die Macht hat, dann ist sie für alle attraktiv. Wenn morgen in der Bundesrepublik eine andere Konstellation zum Zuge käme, würden manche, die heute mit den Wölfen der Regierung heulen, sicher die Farbe wechseln. Unter den DDR-Journalisten hat es zweifellos auch genügend Opportunisten gegeben, die sich im Tonfall von Treue und Ergebenheit überschlagen haben, und sobald die alten Herren weg waren, erzählten sie dann das Gegenteil von dem, was sie vorher verkündet hatten.

Wie viele Ihrer Berichte waren für die sogenannte interne Verwendung bestimmt?

Ich habe für die „interne Verwendung“ Berichte geschrieben, wenn es sich um Themen handelte, die nicht für die Veröffentlichung geeignet waren. Zum Beispiel habe ich im Sommer 1974 mit dem Generalsekretär der Portugiesischen Kommunistischen Partei, Álvaro Cunhal, gesprochen. Er vertraute mir unter vier Augen an, im Herbst würden die Kommunisten zusammen mit der Volksbewegung versuchen, den erkonservativen General Spinola, der zu dieser Zeit Portugals Präsident war, zu stürzen. Ich kann doch nicht die geheimen Pläne der kommunistischen Partei in die Zeitung bringen.

Was passierte mit den Informationen, die Sie weitergegeben haben?

Ich habe meine Redaktion verständigt. Was diese damit gemacht hat, war ihre Sache.

Waren Sie verpflichtet, die Partei zu informieren?

Um es klar und deutlich zu sagen: Der Geheimdienst der DDR war nicht mein Feind. Er ist von Kommunisten gegründet worden, die in Spanien in den Internationalen Brigaden gekämpft haben, in Hitlers Konzentrationslager gingen oder Partisanen waren, nicht aber von Nazi-Generälen wie in der Bundesrepublik. Also habe ich da keine Berührungsängste. Ich beteilige mich auch nicht an der nachträglichen Umgestaltung der Geschichte.

Kooperierten Sie mit Markus Wolfs Abteilung oder mit anderen?

Nein, zu keiner Zeit. Die äußerst erfolgreiche, dem Frieden dienende und die aggressiven Absichten der NATO durchkreuzende Tätigkeit der Hauptverwaltung Aufklärung – kurz HVA genannt – hat mir jedoch stets in ganz besonderem Maße imponiert.

Laut Verband der Journalisten der DDR (VDJ) war der Journalist ein „Funktionär der Partei“.

Das trifft so nicht zu, da es in der DDR bekanntlich fünf Parteien mit ihren eigenen Zentralorganen gab. Was mich selbst betrifft, so habe ich mich immer in diesem Sinne verstanden. Ich will von mir ohne Hochmut behaupten, ein halbwegs gebildeter Marxist zu sein. Das heißt, ich rede nicht nur von Marx, Engels, Lenin und anderen, sondern habe vieles von ihnen tatsächlich gelesen. Mich können Sie nachts um drei aus dem Schlaf holen, und ich kann Ihnen über die Situation in der Arbeiterbewegung, in den kommunistischen Parteien der ganzen Welt Auskunft geben.

Haben Sie Kontakt mit Geheimdiensten gehabt?

Aber sicher. Da gibt es zum Beispiel eine Geschichte aus den USA. Eines Tages kam ich in mein Motel, und die Managerin sagte mir, am Swimmingpool sitze ein gewisser Mr. Fitzgerald aus Washington. Ich bemerkte, daß ich keinen Fitzgerald kenne. „Der wartet schon seit zwei Stunden und möchte Sie unbedingt sprechen.“ Am Schwimmbekken erhob sich aus dem Liegestuhl ein Herr, den ich nicht kannte. Er gab mir eine Visitenkarte. Sie war aus dünnem Papier und anscheinend nur für diesen Termin angefertigt worden. Ich las: Thomas Fitzgerald, Special Working Group, Office of Policy and Plans, Executive Branch. Wie ich später erfuhr, hatte er sein Büro offenbar im Old-Executive-Office-Building in Washington DC. Dort befindet sich zufälligerweise auch ein Stadtbüro der CIA, ganz in der Nähe des Weißen Hauses. Dann haben wir mit offenen Karten gespielt. Fitzgerald sagte zu mir: „Mr. Steinger, ich komme von Henry Kissinger und lade Sie nach Washington zu einem Gespräch mit ihm ein.“ Kissinger war damals noch Chefsicherheitsberater von Präsident Richard Nixon, bevor er Außenminister wurde. Fitzgerald sagte zu mir, daß mich Henry Kissinger darum bitten möchte, eine Botschaft an Erich Honecker zu übermitteln. Das war immerhin zweieinhalb Jahre vor der Herstellung diplomatischer Beziehungen zwischen der DDR und den USA im September 1974. Ich hatte mit allem Möglichen gerechnet, aber nicht damit. Ich sagte Fitzgerald, daß er sich in mir täusche. Ich wäre lediglich Reporter und hätte den Auftrag, über den Davis-Prozeß zu berichten. Nicht mehr und nicht weniger. Daraufhin erwiderte er: „Tja, aber Sie sind nicht irgendein Journalist. Sie haben

vorher in der USA-Abteilung des Außenministeriums gearbeitet und Ihr Vater, Professor Peter Alfons Steinger, ist Mitglied des Kollegiums des Außenministeriums. Sie sind der Mann, der weiß, an welcher Tür man klopfen muß.“ Er sei deswegen extra aus Washington gekommen, fügte er hinzu. Ich begann zu überlegen: Vielleicht gibt es zu Hause Ärger, wenn ich diese Gelegenheit verstreichen lasse. So sagte ich: „Ich mache Ihnen ein Angebot. Ich bin bereit, Ihnen als Bote zu dienen. Ich bin zwar nicht befugt, Gespräche zu führen, aber teilen Sie mir doch bitte mit, was Mr. Kissinger Herrn Honecker zu übermitteln hat.“

Was hat Ihre Meinung geändert?

Die Führung der SED hätte mir vermutlich Vorwürfe gemacht: Da kommt einer auf Dich zu und sagt Dir, daß Kissinger mit Honecker in Verbindung treten will. Das ist doch eine äußerst günstige Gelegenheit, in der Anerkennungsforderung weiterzukommen, schoß es mir durch den Kopf. Dann hat Fitzgerald seinen Diplomatenkoffer geöffnet, der ein vorbereitetes Dossier enthielt. Der Text, auf den er sich bezog, begann mit den Worten: „In zwei bis drei Jahren werden die USA diplomatische Beziehungen mit der DDR herstellen. In deren Vorfeld sind folgende Fragen zu klären: Werden den USA Kulturzentren in Leipzig, Berlin und Dresden zugebilligt?“ (Diese waren bekanntlich immer Zentralen für geheimdienstliche Tätigkeit. Solche Einrichtungen wurden und werden von allen Beteiligten stets für solche Zwecke genutzt.) Und dann kam die nächste Frage: „Ist die DDR bereit, nach dem Krieg enteignetes amerikanisches Vermögen zu entschädigen?“ Einige Konzerne waren damals davon betroffen, und die USA-Seite wollte nun wissen, ob die DDR zur Kompensation bereit sei. Hinzu kam eine ganze Reihe weiterer Fragen. Fitzgerald machte mir schließlich noch ein Angebot: „Meine Einladung nach Washington gilt. Rufen Sie mich einfach an. Außerdem können Sie jederzeit in einem Nationalpark der USA auf unsere Kosten ein paar schöne Tage erleben, denn im Prozeß gibt es doch sicher auch Pausen. Wir bieten Ihnen, wenn Sie zu Gesprächen in Washington bereit sind, ein Freiflugticket für das gesamte Flugnetz der USA an.“ Ich habe mich natürlich nicht darauf eingelassen.

Hatten Sie Angst, als bestechlich zu gelten?

Angebote dieser Art gab es immer wieder, aber ich habe nie Gebrauch davon gemacht. Nach der Verabschiedung von Fitzgerald habe ich Eduard Baskakow von der sowjetischen Nachrichtenagentur TASS in New York angerufen. Er war sozusagen meine Nabelschnur. Die DDR hatte ja keine Diplomaten vor Ort. Es gab nur die erwähnten UNO-Korrespondenten in New York. Mit TASS hatten wir gute Arbeitskontakte. Baskakow war auch in den ersten Tagen beim Prozeß in San Jose gewesen. Wir hatten vereinbart, daß ich ihn sofort verständigen würde, wenn irgend etwas Besonderes passieren sollte. „Eduard, Du mußt kommen, der Prozeß nimmt einen interessanten Verlauf“, sagte ich nur, und am nächsten Tag war er da. Dann habe ich ihm alles erzählt, und er warnte mich vor einer möglichen Falle. Ich mußte herausbekommen, was das für Leute seien. Es spräche viel dafür, daß Fitzgerald von der CIA wäre, zugleich aber auch dafür, daß er im Auftrag Henry Kissingers handle. Baskakow riet mir, in Washington anzurufen und meinem „neuen Freund“ zu sagen, ich hätte es mir überlegt und würde gerne ein Wochenende in einem Nationalpark

Kaliforniens verbringen. Ich wählte also die Nummer, und es meldete sich eine Sekretärin, die mir sagte, Mr. Fitzgerald sei leider abwesend, werde aber sofort informiert. Nach zwei Stunden rief er zurück. Ich sagte, daß ich doch gerne von der Weekend-Einladung Gebrauch machen würde. Er erwiderte: „Kein Problem, wann soll ich dasein?“ Und am Freitag stand dann auf dem Parkplatz meines Motels ein grüner Ford Lincoln Mercury, damals ein sehr teures Auto, mit Fitzgerald am Steuer. Neben ihm saß ein Mann mit einem starken Südstaatlerakzent. Der war offensichtlich ein bestens informierter CIA-Spezialist für die DDR. Die beiden hatten den Auftrag, Genaueres über die neue DDR-Führung in Erfahrung zu bringen, um sie besser einschätzen zu können. Honecker war zu dieser Zeit gerade erst ein Jahr an der Spitze. Sie wollten wissen, was sich mit ihm ändern würde. Mein Ziel bestand darin herauszufinden, ob diese Leute echt, also in offiziellem Auftrag Handelnde, seien. Wir sind dann in einen Nationalpark am Pazifik gefahren, wo es die großen Mammutbäume gibt, und haben uns dort zwei Tage lang aufgehalten. Zum Abschluß besuchten wir die Kneipe „Fisherman’s Wharf“ in der Monterey-Bucht unweit von San Francisco. Dort wurde ziemlich scharf getrunken. Doch man alkoholisiert mich nicht so schnell. Was die beiden nicht wußten: Ich war zu DDR-Zeiten sieben Jahre lang in Güstrow „nebenbei“ Kreisvorsitzender der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. In der Stadt befanden sich eine starke sowjetische Garnison und ein dazugehöriges Bezirkshospital. Die Russen hatten viele Feiertage, und der Wodka floß dann immer in Strömen. Dort habe ich gelernt, wie man trinkt, ohne blau zu werden. Im „Fisherman’s Wharf“ sollte der Südstaatler mit mir um die Wette saufen, während sich Fitzgerald zurückhielt. Das Ergebnis: Der dritte Mann war total betrunken, und ich blieb ziemlich nüchtern. Da sagte ich zu Fitzgerald: „Den Mann müssen Sie aus dem Verkehr ziehen. Er ist nicht geeignet, weil er zu viel trinkt.“ Die Taktik der beiden war nicht aufgegangen.

Und was war Ihre Erkenntnis?

Ich telefonierte mit Baskakow, um mich zu erkundigen, was ich jetzt aus seiner Sicht tun solle. „Ruf ihn an und sag, Du möchtest jetzt nach Washington kommen, zum Gespräch mit Kissinger“, riet er mir. Daraufhin habe ich wieder bei Fitzgerald angerufen, es war abermals die Sekretärin dran, die sagte, daß der Chef nicht im Haus sei, aber sich umgehend melden werde. Nach zwei Stunden rief er zurück. Er sagte: „Morgen früh bringt einer von der Air West das Ticket.“ Tags darauf kam tatsächlich jemand von der Air West und übergab mir das Ticket für den kürzesten Flug, den ich je erlebt habe. Von San Jose nach San Francisco – nur sieben Minuten mit einer D09. Dann ging es über Chicago nach Washington. Dort holte mich Fitzgerald am Flughafen ab und brachte mich in das Hay-Manger-Adams-Hotel, das direkt gegenüber dem Weißen Haus liegt. Von einem Balkon dieses Gebäudes werden häufig die Aufnahmen für das Fernsehen gedreht, wenn man einen Blick auf den Amtssitz des Präsidenten werfen will. Ich habe mich mehrere Tage auf Kosten Fitzgeralds in Washington aufgehalten, doch Kissinger war nicht da. Er begleitete den sowjetischen Botschafter nach Moskau. Fitzgerald hat mich dann mehreren Senatoren und Kongreßleuten vorgestellt, um zu beweisen, daß er Zugang zu diesem Milieu hat. Ich konnte ihm ja nicht sagen, er solle mir seinen Paß zeigen – das dürfte

unter seinesgleichen nicht üblich sein. Jedenfalls ist alles bestens gelaufen. Das einzige, was ich ein bißchen unfein fand, war die Tatsache, daß man mir LSD verabreicht hat.

Er hat Ihnen LSD gegeben?

Wir sind ins Madison-Hotel gefahren, wo ich auch im Mai 1988 gewohnt habe, als ich mit einer offiziellen DDR-Delegation unter Leitung Hermann Axens in Washington war. Es gilt gewissermaßen als „erstes Haus am Ort“. Fitzgerald und ich haben in einem „Chambre separee“ das Dinner eingenommen. Zum Abschluß wurde mir ein Cointreau serviert, der offensichtlich mit LSD versetzt war. Damals wurden viele Menschen von der CIA mit LSD getestet. Man bekam eine bestimmte Dosis, ohne daß man es sofort merkte. Doch schon bald traten Halluzinationen auf – bunte Kringel und andere Lichteffekte. Es entstand ein Gefühl von Leichtigkeit, als ob man fliegen wolle. Fitzgerald brachte mich gleich nach dem Essen wieder ins Hotel. Am nächsten Morgen war mir ziemlich übel. Mein „Betreuer“ kam und fragte süffisant: „Na, gut geschlafen? Wie geht es Ihnen?“ Ich machte gute Miene zum bösen Spiel und habe mich einen ganzen Tag lang fürchterlich gequält. Wieder in San Jose, rief ich Baskakow an und bat ihn, über Moskau auch Berlin zu verständigen. Schließlich konnte ich nicht in den USA Verhandlungen führen, ohne daß jemand wußte, was ich da tat. Baskakow sorgte dafür, daß der sowjetische Botschafter in Washington, Anatoli Dobrynin, der später stellvertretender Außenminister wurde, das Notwendige veranlaßte. So erhielt Honecker Kenntnis von Kissingers Angebot.

Was für eine Antwort haben Sie bekommen?

Ich bin dann nach Berlin zurückgefliegen, und mein Chefredakteur sagte mir, daß ich am nächsten Tag um zehn bei Honecker sein müsse. „Den russischen Text habe ich schon, nun möchte ich noch den deutschen von Dir“, forderte er mich zum Rapport auf. Daraufhin habe ich ihm zwei Stunden lang die ganze Geschichte erzählt. Ich wurde autorisiert, den Kontakt zu Fitzgerald aufrechtzuerhalten, bis eine offiziöse Ebene der Beziehungen erreicht sein würde. Bei der Korrespondenz mit diesem gab ich meine Post in Westberlin auf. Eines Tages schrieb mir Fitzgerald aus Frankfurt am Main, wo sich die europäische Zentrale der CIA befindet. Der Absendeort war also nicht zufällig gewählt worden. Mein „Partner“ wollte mir auch auf diese Weise zeigen, wo er einzuordnen sei. Wir vereinbarten ein Treffen bei Kempinski am Kurfürstendamm, wobei ich darauf aufmerksam machte, daß Honeckers Antwort nur auf Ostberliner Boden übergeben werden könnte. Fitzgerald möge versichert sein, daß es bei der Grenzüberschreitung keinerlei Kontrollen geben werde. Doch es kam ganz anders: Ich fuhr mit einem unserer Chauffeure zum Kurfürstendamm und sagte diesem, er solle sich an den Tresen der Bar setzen und auf mich achten. Ich wußte ja nicht, was passieren würde. Der in den USA sehr großspurig auftretende Fitzgerald, der sonst kein Blatt vor den Mund nahm, schien mir plötzlich klein wie eine Kirchenmaus. Es war nämlich ein zweiter Mann dabei, der das große Wort führte. „Ich möchte Sie einladen, mit mir nach Ostberlin zu kommen. Ich bin autorisiert, Ihnen dort eine Antwort Erich Honeckers zu übergeben“, begann ich. Doch der Unbekannte blockte ab: „Das kommt überhaupt nicht in Frage.“ Plötzlich begann er zu schreien: „Nehmen Sie den Mann dort weg!“ Er meinte meinen Fahrer. „Das ist doch nur mein Fahrer“, sagte ich, er aber wiederholte:

„Nehmen Sie sofort den Mann dort weg!“ Darauf erwiderte ich: „Sie haben nicht darüber zu entscheiden, wo mein Fahrer sitzt.“ Dann eröffnete er den Schlagabtausch: „Mit dem Ministerium für Staatssicherheit der DDR können wir jeden Tag verhandeln.“ Der Fahrer hatte mit der „Stasi“ überhaupt nichts zu tun, sondern war von unserer Fahrbereitschaft. So entschied ich mich ebenfalls für eine groben Keil und sagte ziemlich laut: „Mit der Central Intelligence Agency können wir auch jeden Tag verhandeln.“ Dabei wußte ich gar nicht, wer Fitzgeralds Begleiter eigentlich war. Unser Treffen platzte auf der Stelle. Der Kontakt riß zwar nicht ab, doch an diesem Abend trat Funkstille ein. Etliche Jahre später schaute ich mir eine Sendung der ARD oder des ZDF an. Da erschien plötzlich mein „Freund“ aus dem Kempinski auf dem Bildschirm. Unter seinem Konterfei wurden die Worte eingeblendet: „Ehemaliger CIA-Chef in Deutschland“. Solche Begegnungen gab es eben auch.

Sie waren also verstrickt in ein Geflecht von Geheimdiensten?

Das ist sicher etwas übertrieben. Indes: Wie jeder Mensch habe ich gute und schlechte Eigenschaften. Zu den positiven gehört Kaltblütigkeit. Ich bin jemand, der selten Angst hat, zumindest aber nicht dann, wenn sich etwas besonders Wichtiges ereignet. Meistens mache ich mir vorher oder hinterher darüber Gedanken. Ich erinnere mich an eine Konferenz auf der portugiesischen Atlantikinsel Madeira. Ihr Thema lautete: „Die russische Gefahr“. Geleitet wurde die „Beratung“ vom Chef der Regionalregierung Madeiras, Alberto Joao Jardim, Führungsmitglied der rechtskonservativen Sozialdemokratischen Partei, PSD. Der Mann gab hinterher vor westlichen Journalisten die feierliche Erklärung ab, er schwöre, sich nie in seinem Leben von einem Korrespondenten des Sowjetblocks interviewen zu lassen. Schon am nächsten Morgen habe ich ihm ein Fernschreiben gesandt: „Exzellenz, ich möchte Sie um ein Interview zu dringenden Problemen Madeiras bitten.“ Den Text unterzeichnete ich mit vollem Namen. Normalerweise benutze ich den Dokortitel nicht, aber diesmal tat ich es. Dem fügte ich hinzu: „Mitglied des Direktionsrates der Auslandspressevereinigung in Lissabon und Chefkorrespondent der Zeitung ‚Neues Deutschland‘“. Der Gebrauch des Wortes „Deutschland“ hat so manche Gesprächspartner zu der Annahme verleitet, ich sei aus der Bundesrepublik. So wurde mir von Jardim das dann zweistündige Interview auf Madeira auch prompt zugesagt.

Sie wurden für einen Westdeutschen gehalten?

Ich bin ja nicht zur Aufklärung des letzten Unbedarften verpflichtet. Wenn sich andere täuschen, dann ist das deren Sache. In den meisten Fällen habe ich den Irrtum natürlich aufgeklärt, aber wenn ihm bestimmte Leute unterlagen, die meine politischen Gegner waren, habe ich das bisweilen auch gern in Kauf genommen.

Passierte das öfter?

Ja. Ich habe noch ein weiteres Beispiel aus Portugal. Dort gehörte ich, wie gesagt, der Leitung des Auslandspressevereins an. Zu diesem Gremium zählten proportional Journalisten aus allen Himmelsrichtungen. Ein tschechoslowakischer Kollege und ich vertraten die sozialistischen Länder. Einmal im Jahr gab der Ministerpräsident ein Essen für das Präsidium unseres Verbandes. So wurden wir auch von Mario Soares in dessen als Residenz dienenden Lissabonner

Palast São Bento eingeladen. Der Regierungschef hatte sich in mir getäuscht und nahm an, ich wäre ein ihm besonders wohlgesonnener bundesdeutscher Korrespondent. Dabei hatte ich nie behauptet, einer zu sein, sondern stets gesagt, ich käme von der Zeitung „Neues Deutschland“. Mario Soares kannte dieses Blatt offenbar nicht und wurde ebenfalls durch das Wort „Deutschland“ irritiert. Wir saßen also mit ihm am Mittagstisch, Reporter, Minister und PS-Funktionäre bunt gemischt. Mein Nachbar war der Pressereferent der Sozialistischen Partei, deren Wirtschaftssekretär mir gegenüber Platz genommen hatte. Soares schenkte selbst ein. Er galt als guter Gastgeber. Sein Pressechef sprach mich an und sagte: „Klaus, wir sitzen doch alle im selben Boot.“ Ich habe nichts erwidert. „Wir gehören doch alle zur freien Welt“, fuhr er fort. Ich blieb abermals schweigsam. Dann folgte eine Eloge: „Wir werden nie vergessen, was Sie für uns getan haben. Denn die Hilfe Ihres Landes hat dazu geführt, daß wir heute um diesen Tisch versammelt sind. Sonst wären wir nie ans Ruder gekommen.“ (Damals sind in der Tat unwahrscheinliche Summen aus dem Westen nach Portugal geflossen.) Mir schien der Augenblick günstig. „Ich fliege nächste Woche auf die Azoren und würde gerne mit den Führern Ihrer Partei dort sprechen. Vielleicht können Sie ein Wort für mich einlegen und mich anmelden“, bat ich. Das wurde überschwänglich zugesagt. Ich kam also auf die Azoren, wo die Faschisten gerade ihre Bomben warfen. Tags darauf empfing mich der Führer der Sozialisten des Archipels, die wie die Kommunisten zur Zielscheibe von Anschlägen geworden waren. „Wir sitzen doch alle im selben Boot. Wir verteidigen doch alle ...“, begann er. Diese Worte kannte ich bereits aus Lissabon. Dann fügte er hinzu: „Wir haben hier die FLA, die Befreiungsfront der Azoren. Das sind

Faschisten, also Kommunisten unter umgedrehten Vorzeichen.“ So etwas wollte ich nicht hinnehmen.

Dann haben Sie sich zu erkennen gegeben?

Und ob. „Ich glaube, Sie täuschen sich in mir. Sie sprechen im Augenblick mit einem kommunistischen Journalisten aus einem sozialistischen Land“, sagte ich nicht ohne Schärfe. „Die Portugiesische Kommunistische Partei hat im jahrzehntelangen Kampf gegen den Faschismus die meisten Opfer gebracht. Bitte unterlassen Sie solche Bemerkungen!“ Danach herrschte Funkstille. Nichts ging mehr, obwohl der PS-Politiker zuvor betont hatte, wir säßen doch alle im selben Boot. Nach einer Weile eisigen Schweigens nahm ich das Gespräch wieder auf und sagte: „Sie haben recht, Genosse. Wir sitzen tatsächlich im selben Boot. Sie kämpfen gegen die Faschisten und wir tun es auch.“ Da erhob er das Glas: „Trinken wir darauf!“ Ich habe diesen Parlamentsabgeordneten der Sozialistischen Partei einige Jahre danach in die DDR eingeladen. Zu jener Zeit war ich Vizepräsident der Gesellschaft DDR-Portugal, später deren Vorsitzender. Sie haben mich gefragt, ob ich immer mit verdeckten Karten gespielt hätte. Nein, ich habe meistens mit offenen Karten gespielt, bin aber auch nicht mit der Tür ins Haus gefallen, sondern habe wie jeder Journalist zunächst einmal Auskünfte eingeholt und bisweilen dabei meine Herkunft offengelassen.

Das Interview führten Irene Habich und Markus Fischer.

Aus: Korrespondenten im Kalten Krieg. Zwischen Propaganda und Selbstbehauptung. Herausgegeben von Lutz Mücke. Herbert-von-Halem-Verlag, Köln 2014

Siegreiche Solidarität – Angela Davis zum Siebzigsten

Der Abend des 27. April 1972 wird mir für immer im Gedächtnis bleiben: Nach der am gleichen Tag ergangenen Entscheidung des US-Einwanderungsamtes, mir nach zweimonatiger korrekter Berichterstattung aus dem Gerichtssaal des weltweites Aufsehen erregenden Schauprozesses gegen Angela Davis plötzlich eine Visaverlängerung zu verweigern, hatte ich enge Freunde ins Japanese Steak-house von San Jose eingeladen. Angela sowie Charlene Mitchell, die damals dem Politbüro der KP der USA angehörte und den Prozeß gemeinsam mit dem in der Haft erblindeten Nationalvorsitzenden der Partei Henry Winston politisch begleitete, aber auch die später auf mysteriöse Weise ermordete Leibwächterin Vickie Mercado befanden sich unter meinen Gästen. Das geräumige Lokal war bis auf den letzten Platz gefüllt, als sich Angela Davis plötzlich erhob. Ohne die Stimme zu senken, brachte sie einen Toast auf die Helden Vietnams aus, die den US-Aggressoren gerade in jenen Tagen Schlag auf Schlag versetzten. Außer Angelas Mut verblüffte mich vor allem die Tatsache, daß sich im Gasträum keinerlei Widerspruch erhob. Ich wertete das nicht nur als Zeichen der toleranten Haltung vieler Amerikaner gegenüber Andersdenkenden, sondern auch als Ausdruck der

Kriegsmüdigkeit und Verdrossenheit über Nixons verbrecherischen Kurs. Nur wenige Stunden vor dem Dinner, in dessen Verlauf Angela die letzten Seiten meines Prozeßtagbuches mit Worten der Freundschaft für die Menschen in der DDR füllte, hatte im Keller des Gerichtsgebäudes der Santa Clara County ein recht ungewöhnliches Ereignis stattgefunden. In Abwesenheit des mit der lückenlosen Überwachung des einzigen Berichterstatters aus den sozialistischen Ländern unter insgesamt 450 Reportern beauftragten Sherifflieutnants Tamm hatte ich die diensthabenden Beamten der den Davis-Prozeß abschirmenden Sondertruppe um einen „kleinen Gefallen“ gebeten: „Ich möchte nach so langer Zeit in meine Heimat zurückkehren und vorher den ‚Boys and Girls‘ der Medien wenigstens auf Wiedersehen sagen“, bat ich die Männer mit den Sheriffsternen am Revers. Nicht ahnend, was dann passieren würde, willigten sie bedenkenlos ein.

Es folgte eine von der Davis-Verteidigung clever vorbereitete Pressekonferenz, bei der wie auf Kommando Dutzende Kameras und Mikrophone geöffnet wurden. Etwa 80 US-Kollegen hatten sich eingefunden. Ich protestierte gegen den von mir als Ausweisung betrachteten Entscheid, das

Visum nicht zu verlängern. Aus meiner Sicht sei das ein Indiz dafür, daß der Ankläger – Kaliforniens stellvertretender Generalstaatsanwalt Harris – den Fall Angela Davis nicht nur verliere, sondern daß es überhaupt keinen solchen Fall gebe. Als die Polizisten nervös zu werden begannen, fügte ich rasch hinzu: „Ich danke den Beamten der Santa Clara County für ihre Korrektheit und ihr Verständnis“, was einen der Uniformierten zu der Bemerkung veranlaßte, ich hätte gerade eine „sehr faire Erklärung“ abgegeben.

Während die Meldung von meiner Ausweisung durch die US-Behörden am selben Abend über die Ticker der Nachrichtenagenturen AP und UPI lief, schleppte sich der Prozeß noch bis zum 4. Juni hin. An jenem Tag wurde das Urteil im Fall der marxistischen Philosophin Angela Davis gefällt, die man nach ihrer Enttarnung als Mitglied der KP der USA zunächst des Mordes, des Menschenraubs und der Verschwörung bezichtigt, auf die FBI-Liste der zehn am meisten gesuchten Verbrecher gesetzt und lange qualvolle Monate in Isolationshaft gehalten hatte. Die damals 29jährige wurde in allen drei Punkten der Anklage freigesprochen.

Die mutige Mary Timothy, die über ihre Erfahrungen als Vorsitzende der Jury das bewegende Buch „Die Geschworene“ schrieb, hielt darin fest, was sich an jenem Tag tatsächlich zugetragen hatte. Als die zwölf Frauen und Männer – unter ihnen befand sich nur ein Latino und kein Schwarzer – den Gerichtssaal betraten, lag auf ihren Gesichtern ein bewußt zur Schau gestellter Ausdruck von Indifferenz. Angela und ihre Anwälte waren erschrocken.

Doch Mrs. Timothy hatte, was keiner in diesem Moment höchster Anspannung wahrzunehmen vermochte, den Daumen ihrer auf der Sessellehne ruhenden rechten Hand steil nach oben gerichtet. Das war die alte römische Geste für Freispruch. Als dann dreimal die Worte „Nicht schuldig“ fielen, brach unter den anwesenden Freunden Angelas ein unwahrscheinlicher Jubel los. Wenig später begaben sich die Geschworenen in jenen Kellerraum, in dem gut einen Monat zuvor meine „Pressekonferenz“ stattgefunden hatte, um sich den Fragen der Journalisten zu stellen. Plötzlich trat Angela Davis ein. Sämtliche Geschworenen erhoben sich daraufhin von ihren Plätzen, gingen auf die Kommunistin zu, umarmten und küßten jene Frau, welche noch Augenblicke zuvor eine auf Leben und Tod Angeklagte gewesen war. Aus der von FBI-Chef J. Edgar Hoover zur Verbrecherin Gestempelten, nach der man überall in den USA gefahndet hatte, war die Siegerin von San Jose geworden.

Der Freispruch im Prozeß gegen Angela Davis war der erste große Sieg im Kampf um die Rettung von der bürgerlichen Klassenjustiz angeklagter und verurteilter Revolutionäre. Viele Kampagnen hatten nicht zum Erfolg geführt. Die eines von ihnen nicht begangenen Mordes bezichtigten italienischen Einwanderer Ferdinando „Nicola“ Sacco und Bartolomeo Vanzetti – zwei Anarchisten – wurden im August 1927 exekutiert; Ethel und Julius Rosenberg, denen am Beginn des kalten Krieges die Preisgabe des US-Atombombengeheimnisses unterstellt wurde, starben trotz weltweiter Solidarität im Juni 1953 auf dem elektrischen Stuhl von Sing Sing; der Grieche Nikos Belojannis und der Spanier Julian Grimau – zwei kommunistische Helden, die hellenische Faschisten im März 1952 bzw. Francos Henker im April 1963 umbringen ließen – konnten nicht gerettet werden. So wurde Angela Davis zu einer Symbolgestalt siegreicher Solidarität. Zu ihrer Befreiung aus der Haft und zur Erzwingung der Wahrheit vor dem Tribunal in San Jose haben Menschen

aller Kontinente beigetragen. Richard Arnason, der nach Ablehnung etlicher befangener Juristen durch die Davis-Verteidigung als ein sachlichen Argumenten zugänglicher Richter am Ende des Auswahlverfahrens den Vorsitz übernahm, zeigte sich „von der Fülle der Post für die Angeklagte sehr beeindruckt“.

Zweifellos spielten die DDR und vor allem deren Schuljugend in diesem erbitterten Ringen, bei dem es darum ging, die Angeklagte vor der Hinrichtung in der Gaskammer des kalifornischen Zuchthauses San Quentin zu bewahren, eine herausragende Rolle.

Vor Beginn der Kampagne war mir der Auftrag erteilt worden, den Text für eine dann in 500 000 Exemplaren verbreitete Broschüre „Freiheit für Angela Davis!“ zu formulieren. Das für jeweils 2 Mark verkaufte rote Heft erreichte buchstäblich jeden Kindergarten, jede Schule, jeden Hörsaal, jeden Betrieb, jedes Dorf, jeden Veteranenklub, jede Einheit der bewaffneten Kräfte der DDR. Die Freie Deutsche Jugend griff diesen Impuls auf und startete die Aktion „Eine Million Rosen für Angela Davis“.

In den USA habe ich mich als Prozeßbeobachter zugleich auch von der unmittelbaren Wirkung dieses alle Vorstellungskraft übersteigenden riesigen Blumenstraußes für die junge, kluge und schöne Frau überzeugen können. Als eine LKW-Kolonie mit unzähligen Säcken voller Solidaritätspost durch San Franciscos belebteste Viertel rollte, stammte wohl gut die Hälfte der Botschaften aus aller Welt von Kindern und Jugendlichen der DDR.

Ich bin Angela Davis, mit der mich seit den Tagen von San Jose enge Freundschaft verbindet, des öfteren wiederbegegnet. So bei ihrer triumphalen Fahrt durch die DDR im Jahre 1972, als sie den Großen Stern der Völkerfreundschaft entgegennehmen konnte, und 1973, als sie von der Tribüne der X. Weltfestspiele auf dem Berliner Marx-Engels-Platz das Gelöbnis der jungen Generation ablegte. 2010 erinnerten wir beim Pressefest der Tageszeitung „Neues Deutschland“ in der Berliner Kulturbrauerei gemeinsam vor vielen hundert Teilnehmern an die Rolle der DDR und ihrer Bürger bei der Beeinflussung des Geschehens in San Jose. Zuletzt sahen wir uns in Magdeburg – jener Stadt, welche Angela in DDR-Tagen die bis heute nicht angetastete Ehrenbürgerwürde verliehen hat. Dort präsentierten wir im DGB-Haus unser vom Verleger unter dem Titel „Angela Davis – Eine Frau schreibt Geschichte“ herausgebrachtes gemeinsames Buch, dessen warmherziges Vorwort die Protagonistin des Titels geschrieben hat. Es handelt sich dabei um die einzige authentische Reportage aus marxistischer Sicht über den Schauprozeß von San Jose, die umfassenden Einblick in das seinerzeitige Geschehen vermittelt.

Am 26. Januar wird die noch immer in vielen Schlachten engagierte Kampfgefährtin für die gute Sache 70 Jahre alt. Laß Dich herzlich umarmen, liebe Angela!

Klaus Steiniger

Aus: „junge Welt“, 25./26. Januar 2014

Wenn das Flämmchen der Aufklärung nur ganz wenig glimmt, muß man den Docht am Leuchten erhalten: Wenn die Flamme erst einmal ausgepustet ist, dann ist es sehr schwer, sie neu wieder zu entzünden.

Walter Jens (1994), nach Gotthold Ephraim Lessing

Unser Genosse und Freund

Dr. Klaus Steiniger

ist am 9. April 2016 verstorben.

Mit außerordentlichem Lebenswillen hat er gegen die Folgen einer anhaltenden Krankheit gekämpft, wollte ihr, täglich intensiv arbeitend, entgegenwirken und sich nicht von seinem Projekt abbringen lassen. In der letzten Ausgabe der Zeitschrift „RotFuchs“, die er als Chefredakteur betreut hat, ist die Einladung zu einer Versammlung am 15. April enthalten, auf der er zum Thema: „Der Händedruck von Pieck und Grotewohl – Signal für den ‚RotFuchs‘“ sprechen wollte. Man wird hier an die Zeile bei Brecht erinnert: „Die Stärksten kämpfen ihr Leben lang. Diese sind unentbehrlich.“

Sein großes journalistisches Talent hatte viele Bewunderer. Im Kreise seiner Familie oder unter Vertrauten konnte man von ihm hören, daß hartnäckige Arbeit vor dem Talent kommt. Menschen seines Formats brauchen oft Helfer in den praktischen Dingen des Lebens. Er hatte viele und sehr zuverlässige. Die entscheidende Rolle dabei hat seine Frau Bruni gespielt. Ob ihm die ihn prägenden Fähigkeiten und Haltungen in die Wiege gelegt wurden, ist spekulativ. Es würde weniger erklären als die Bedingungen seines jungen Lebens.

Sein Vater, Peter Alfons Steiniger, kommunistischer Rechtsanwalt, später renommierter Völkerrechtler, wurde von den Faschisten zum „Halbjuden“ deklariert. 15 Verwandte der Familie wurden in Auschwitz ermordet. Klaus wurde mit 11 Jahren vom Gymnasium verwiesen. Vater und Sohn – die Mutter war schon gestorben –, damals noch Westberliner, wurden 1948 Mitglied der SED. Ein Jahr später gingen sie nach Ostberlin und kamen so in die DDR,

Für den ehrgeizigen jungen Mann konnte es keine besseren Entwicklungsbedingungen geben: Jura-studium, Tätigkeit als Staatsanwalt und als Bürgermeister in Mecklenburg, Mitarbeiter im Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der DDR und schließlich ab 1967 (bis 1992) Mitglied der Redaktion der Tageszeitung „Neues Deutschland“ und Ressortleiter für kapitalistische Länder.

Wer die ND-Beiträge von Klaus Steiniger gelesen hat, konnte später nicht vom Niveau der 1998 gegründeten Zeitschrift „RotFuchs“ überrascht sein, diesem marxistischen Leuchtturm in einer verkommenen Medienlandschaft. Von seinen Büchern sind zwei höchst informativ, emotional stark berührend und immer wieder mobilisierend: „Angela Davis – Eine Frau schreibt Geschichte“ In ihm wird gezeigt, was Internationalismus und Solidarität zu leisten in der Lage sind. Das zweite Buch „Portugal im April. Chronist der Nelkenrevolution“ dokumentiert den schweren Weg einer Revolution und Macht und Methoden der Konterrevolution.

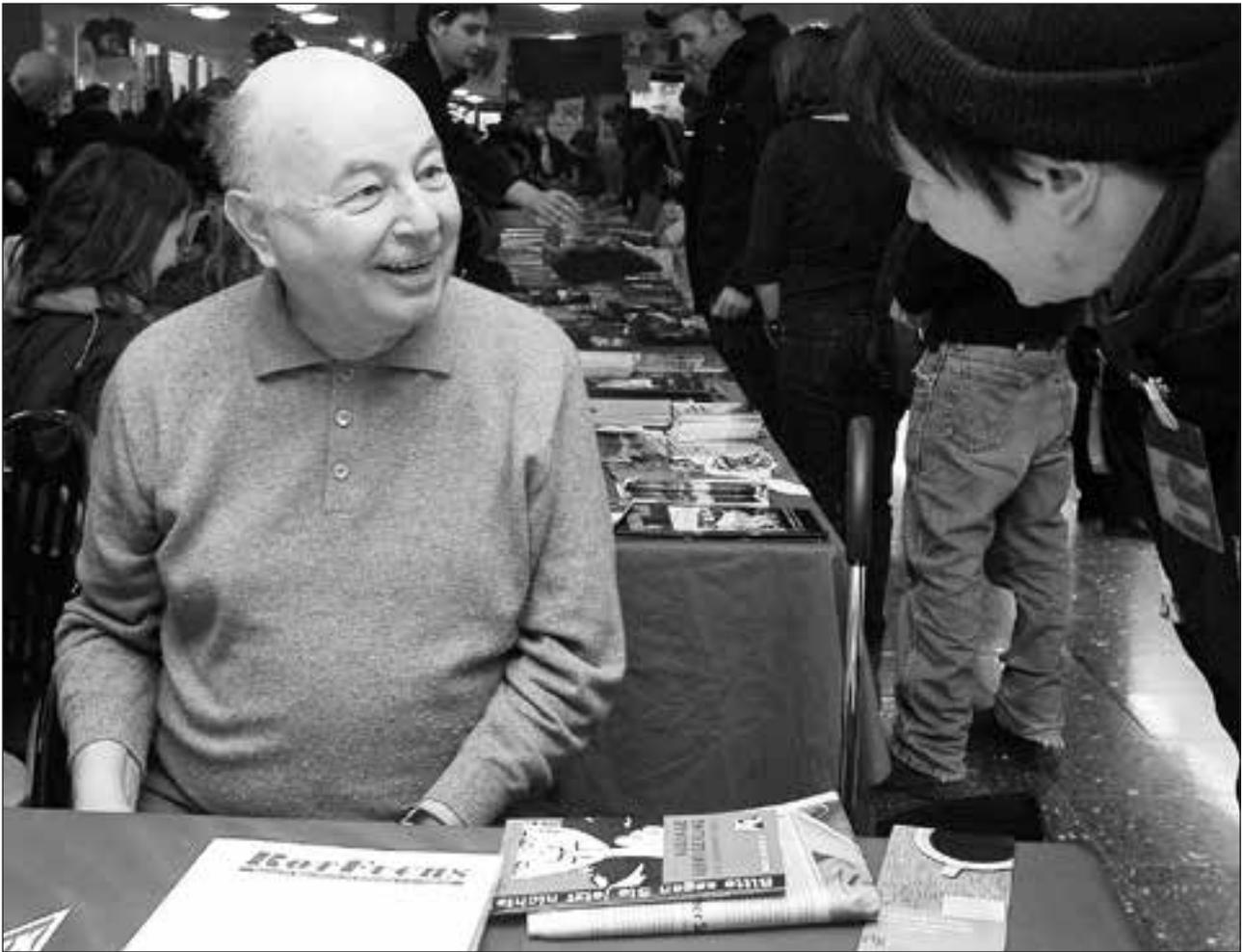
Klaus war nicht nur hochtalentiert, er war ein konsequenter Marxist-Leninist und blieb es bis zu seinem letzten Tage. Der Sonderparteitag der PDS von 1989 war für ihn das endgültige Ende einer einst marxistischen Partei. Er wurde Mitglied der DKP, war Initiator der Gründung einer einheitlichen Berliner DKP-Bezirksorganisation 1995. Unter seiner Leitung nahm sie eine beeindruckende Entwicklung. Sie hatte in dieser Zeit zwei Vertreter in Kommunalparlamenten.

Er war geprägt durch seine internationalistische Haltung und sein klares Bekenntnis zur DDR als größte Errungenschaft der deutschen Arbeiterbewegung.

Schließlich übernahm er die Leitung der damaligen DKP-Gruppe Berlin-Nordost, einer Gruppe, die in den Auseinandersetzungen über den Weg der Partei eine bedeutende Rolle gespielt hat. Als Informationsorgan der Gruppe gab er den „Berliner Anstoß“ heraus. Die Lösung der Aufgabe aber, eine politisch wirkungsvollere Zeitschrift zu schaffen und herauszugeben, lag dann in der Gründung des „RotFuchs“. Sie hat inzwischen eine Auflage von über 10 000 Exemplaren erreicht.

Klaus Steiniger konnte unbequem sein. In seiner politischen Haltung war er aufs äußerste konsequent. Wer mit ihm zusammenarbeitete, hatte in allen wesentlichen Momenten und Entscheidungssituationen des politischen Lebens einen zuverlässigen Partner und klugen Ratgeber. Der Verlust, den die DKP und die fortschrittlichen Kräfte in Deutschland mit seinem Tode erlitten haben, ist groß und wird spürbar bleiben. In diesem Augenblick sollten wir wieder zu Brecht zurückkehren: „Die Stärksten kämpfen ihr Leben lang“ mit dem Bewußtsein, daß sie auch die stärksten Spuren hinterlassen.

**Parteivorstand der DKP
Landesvorstand Berlin
Grundorganisation Lichtenberg/Marzahn-Hellersdorf
SDAJ Bundesvorstand**



Auf der XIII. Rosa-Luxemburg-Konferenz 2008

Foto: Gabriele Senft

Unsere Feinde sagen

Unsere Feinde sagen: Die Wahrheit ist vernichtet.

Aber wir sagen: Wir wissen sie noch.

Unsere Feinde sagen: Auch wenn die Wahrheit noch gewußt wird,
kann sie nicht mehr verbreitet werden.

Aber wir verbreiten sie.

Bertolt Brecht (1932)

Herausgeber

RotFuchs-Förderverein e.V.
Postfach 02 12 19, 10123 Berlin

Beilage zum „RotFuchs“ Nr. 221 (Juni 2016)
Layout: R. Serinek, W. Metzger
Druck: Druckerei Bunter Hund

Dieses Sonderheft enthält Veröffentlichungen Klaus Steinigers,
die zwischen 2003 und 2014 außerhalb des „RotFuchs“ erschienen
sind, sowie Nachrufe und Gesprächsprotokolle.

Redaktion: Wolfgang Metzger